Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Dreiundzwanzigster Jahrgang

Nr. 36 **Marburg i. H., den 2. September** **1909**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2,50 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,90 Mk. Ausland 3,15 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk. Letzter Annahmetermin für größere Inserate Freitag früh.

Inhalt: Der Glaube und die Wirklichkeit — Zur Lage in Rußland. Erste Hälfte — Josef Dietzgen, der sozialdemokratische Philosoph. Schluß — Hebbels Stellung zur Religion — Literaturbriefe. 24. Carpenters Wenn die Menschen reif zur Liebe werden — Verschiedenes: Darf die Religion Privatsache bleiben? (Veit Foerster Schuster Bornemann); Michelangelo (Gobineau); Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Der Glaube und die Wirklichkeit

„Sie waren doch gestern auch bei unserm Dekan in der Kirche. Hat er nicht besonders schön gepredigt?" „Ich muß gestehen, ich war wohl da, aber ich habe der Predigt nicht recht zugehört." „Nicht recht zugehört? Aber warum gehen Sie denn in den Gottesdienst?" „Nun einmal ist mir die schöne Liturgie und der Gemeindegesang eine große Erbauung; und dann ist es mir schon eine stille Freude, wenn Sie wollen auch eine Erbauung, das friedliche, leuchtende Gesicht unseres ehrwürdigen alten Dekans auf der Kanzel zu sehen." „Sein Gesicht zu sehen, ist Ihnen eine Erbauung? wieso? das begreife ich nicht." „Und doch, dünkt mich, ist es nicht schwer zu begreifen. Auf diesem ehrwürdigen Greisengesicht liegt ein solcher milder Glanz von Güte und Frieden, daß es mir immer erscheint wie verklärt von einem Abglanz des ewigen Lichtes. Wenn ich diese schlichten Züge, diese stillen, hellen Augen sehe, so sage ich mir immer: aus ihnen spricht eine Seele, die von irdischen Leidenschaften und irdischen Sorgen nicht mehr berührt wird, die schon himmlische Reinheit und himmlischen Frieden atmet. Dann danke ich Gott, daß er mir den Glauben mehrt an den ewigen Frieden, von dem ich selber noch so wenig spüre." „Sie sind ein wunderlicher Mensch; wenn Ihnen schon das Gesicht unseres Predigers so friedebringend ist, so müßten Sie doch seinen Worten erst recht mit höchster Aufmerksamkeit lauschen, um auch nicht eins dieser Friedensworte zu verlieren." „Das dachte ich anfangs auch und schämte mich bitter, wenn ich merkte, daß der wirkliche Eindruck der Worte hinter meinen Erwartungen so weit zurück blieb, bis ich merkte, daß die Schuld nicht an mir lag." „Woran denn?" „Es fehlt die Brücke zwischen ihm und mir, die Brücke, auf der nicht nur die leichte geflügelte Stimmung, auf der auch die schweren, nüchternen, praktischen Gedanken von ihm zu mir herüberkommen könnten. Er lebt in einer andern Welt als ich, und zwischen beiden Welten ist eine tiefe Kluft befestigt.

Ich bin wie die vielen, wie die allermeisten, ein zwischen Sorgen, Nöten, Versuchungen und Verfehlungen herumgeworfener, suchender, irrender, strauchelnder Mensch! Mein Leben ist ein beständiger Kampf mit den harten Wirklichkeiten dieses irdischen Lebens, oft ein schlechter, feiger Kampf, aber immer ein Kampf; und es ist am besten, am frohesten und glücklichsten, wenn es harter, rauher Kampf ist. Ich lebe ganz im Diesseits. Er aber lebt in einer ganz andern Welt. Hören Sie es nicht aus seinen Predigten, daß die Sünden und Schmerzen unseres Lebens nur wie Schatten von fernen Wölkchen über seine lichten Gefilde ziehen? Aus den Gedanken und Bildern der Bibel und aus seinen eigenen sinnigen und gütigen Gedanken hat er sich seine eigene Welt aufgebaut: eine reine schöne Welt; aber für unsere wirkliche Welt hat er den Sinn verloren, darum auch können seine Worte uns nicht helfen."

Ist dies Gespräch nicht lehrreich? Ja, es ist wahr, der Glaubende ist zu Hause in seiner eigenen Welt, in der alles licht und leicht und rein und gut ist. Aber der Glaubende soll auch in dieser unserer harten und dunklen Welt leben, damit er den Leidenden und Streitenden ein Führer und Helfer sein kann. Ja noch mehr, der Glaubende muß selber noch mit einem Stück seiner Seele zu dieser irdischen Welt gehören, muß ihre Sorgen und ihre Versuchungen am eigenen Leibe spüren, damit er ein Vollbruder derer sein kann, die von den Sorgen und Sünden dieser Erde gedrückt sind. Der Glaubende muß im Himmel und auf der Erde zugleich heimisch sein. Er gleicht dem Wanderer, der über eine nebelige Wiese schreitet, sein Leib gehört dem feuchten Nebel, nur mit dem Haupte schaut er himmlische Klarheit. Unser Glaube darf hier noch kein seliges Ausruhen im friedlichen Hafen sein, er muß noch ein Stürmen und Ringen und Kämpfen sein; nur, daß wir in der Tiefe der Seele einen Schatz tragen, der unerschöpflich ist, der alle irdischen Verluste mehr als aufwiegt; nur daß wir im Geheimnis des Herzens einen verborgenen Tempel wissen, in dessen Heiligtum wir uns immer wieder flüchten können, um neue Reinheit, neuen Frieden, neue Kraft zu neuen Kämpfen und Siegen zu finden.

Solch ein Glaubender war Luther, dessen Glaube eine tätige, schaffende, stürmische Kraft war. Solch ein Glaubender war Paulus, der von sich bekannte: allezeit bedrängt, doch nicht in die Enge getrieben; in Nöten, doch nicht in Verzweiflung, als die Sterbenden und siehe wir leben. Von solchem Glauben möge Gott auch uns geben! H S

Zur Lage in Rußland

Vgl. 1905 Nr. 21 und 28, 1906 Nr. 2

1

Die Leser dieses Blattes erinnern sich noch der frischen, packenden Schilderung, in der (Nr. 9 d. J.) ein offenbar mit den russischen Verhältnissen aus eigener Anschauung von Kind auf vertrauter Mitarbeiter die trostlose Lage der dortigen Staatskirche und ihrer Diener aus der historischen Vergangenheit, vor allem aus dem grundverkehrten gegenseitigen Abhängigkeitsverhältnis der kirchlichen „Rechtgläubigkeit" zum staatlichen Selbstherrschertum zu erklären versuchte. Mancher, der sich von jener lebendigen, von warmer Liebe zur russischen Volksseele eingegebenen Skizze ungemein angezogen fühlte, mag wohl freilich am Schlusse gelächelt haben, als er, unter den von edler Hoffnungsfreudigkeit getragenen Wünschen für eine bessere Zukunft, auch die Ansicht vertreten fand, nicht nur das deutsche Volk, vielmehr die ganze Menschheit werde vom „großen russischen Volke" sich noch einst „den Weg weisen lassen zur höchsten Stufe ihrer Machtfülle." Der Anklang dieser etwas gar zu optimistisch und

slavisch=chauvinistisch gefärbten Behauptung an gewisse noch in frischer Erinnerung stehende Redewendungen der sozialistischen Abgeordneten unserer ersten Duma ist wohl unverkennbar. Ob wohl, nach den herben Enttäuschungen der letzten Jahre noch viele jener Zukunftsschwärmer der Ueberzeugung leben, Europa werde staunen, wie das von seinen Fesseln befreite russische Volk ganz neue, ungeahnte Wege sozialer Weiterentwicklung einschlagen und, alle die Fehler des westeuropäischen Kulturfortschrittes vermeidend, der Menschheit neue, kühne Ziele weisen werde!?

Wer bei allem uns so nottuenden Idealismus doch mit den gegebenen Faktoren rechnet und die Lehren der Vergangenheit sowie die Grenzen des psychologisch Möglichen nicht außer Acht läßt, der wird zwar zugeben, daß es in Rußland zu tagen beginnt, aber eben so nur und nicht anders, als wie es in den westeuropäischen Staaten vor so und soviel Jahrhunderten und Jahrzehnten auch zu tagen begonnen hat. Bei den Jahrhunderten denke ich an das kirchliche Erwachen und den ihm vorausgehenden und nachfolgenden kulturellen Aufschwung in Reformation, Renaissance und Humanismus, bei den Jahrzehnten an die wenigstens in Nordeuropa davon ziemlich unabhängige politische Umwälzung seit 1848.

Indes die russische Duma kann nach dreijährigem Bestande den Vergleich mit den Parlamenten Westeuropas wohl aushalten, und am Schlusse ihrer zweiten Session hat uns die dritte Reichsduma durch die Annahme der Toleranzvorlage in der Kommissionsfassung sogar ein beachtenswertes Beispiel politischen Weitblicks gegeben. Auch die grimmigsten früheren Gegner dieser „Herrenduma“ unter den führenden liberalen Blättern erkannten es willig an, daß die anfangs eine so schwankende Haltung beobachtende Zentrumspartei (die sogenannten Oktrobisten) diesmal „die Feuerprobe glänzend bestanden habe“. Daß nach der Annahme des ebenfalls vielumstrittenen, leider nicht in allen Teilen erfreulich geratenen Agrargesetzes (durch welches immerhin die Befreiung des Bauern von der Gemeindetyrannei und damit ein weiterer Schritt zu der seine materielle Selbständigkeit erstrebenden Bewegung erreicht wurde) die Volksvertretung sofort erkannte, wie ohne Befreiung der Gewissen von dem unerhörten Druck der staatskirchlichen Gesetzgebung die erste Bedingung zu materiellem Fortschritt und kultureller Besserung fehlen würde, das ist immerhin etwas. Von beiden Seiten, d. h. von Seiten der Gegner sowohl als der Freunde dieser ersten Toleranzvorlagen, war man sich der enormen Wichtigkeit dieses ersten entscheidenden Schrittes in eine neue Zukunft hinein voll bewußt. Obgleich die Regierung doch wahrhaftig das Ihrige tat, um durch Abschwächung der Kommissionsvorlage die Sympathien der „Rechten“ nicht zu verscherzen, fiel doch nach Annahme des Kommissionsentwurfes der ganze Zorn der Synodalpartei auf das Ministerium, welches es wagte, überhaupt „an die unbedingte Vorherrschaft der orthodoxen Kirche tasten zu lassen.“ Die Rußkoje Snamja, das Organ Dr. Dubrowins, des Präsidenten des vom Kaiser so vielfach begünstigten „Russischen Volksverbandes“, scheute sich nicht, die sofortige Auflösung der Duma und Vornahme von Neuwahlen zu verlangen zur Rettung der bedrohten Kirche. Freilich hoffen die Gegner mit Bestimmtheit auf ein Scheitern der Vorlage im Reichsrat und, falls auch dort die „Atheisten, Juden, Muhammedaner, Lutheraner, Katholiken und sonstigen Ungläubigen“ die Oberhand gewinnen sollten, so erwarten sie mit Bestimmtheit, daß der Kaiser dem gottlosen, staatszerstörenden Gesetz seine Sanktion versagen werde.

Aber ganz abgesehen davon, daß ja der Kaiser selbst es war, der durch sein ein halbes Jahr vor Ausbruch der Revolution ganz freiwillig erlassenes Toleranzmanifest den ersten Anstoß zu dieser ganzen Bewegung gab und daher es kaum möglich finden dürfte, sein eigenes Werk zu verleugnen, so kommt dem Beschluß der Volksduma schon jetzt eine symptomatische Bedeutung zu: er bedeutet die erste Etappe auf dem Wege der Befreiung von jener geistlichen Bevormundung, wie sie der heilige Synod und die obersten Hierarchen bisher als ihr unumschränktes Recht in Anspruch nahmen. Als etwas ganz Unerhörtes, „einen direkten Aufruf zum Haß und zu den schlimmsten Leidenschaften, mit der Absicht, die Geister gegen die orthodoxe Kirche aufzuwühlen“ (Graschdanin, das Blatt des Fürsten Metschersky vom 14. Juni d. J.), empfanden sie das nie dagewesene Ereignis, daß ein Bischof vom Vorsitzenden der Reichsduma wegen unpassender Bemerkungen an die Adresse der Opposition zur Ordnung gerufen wurde. Obgleich der Ordnungsruf in der schonendsten Form erfolgt war: „Zu meinem eigenen Bedauern (der Vizepräsident Baron Meyendorff gehört, wie später gegenüber den rohen Schmähungen der Rechten festgestellt wurde, der orthodoxen Kirche an) bin ich gezwungen, Eure Eminenz für die letzten Worte zur Ordnung zu rufen.“ Freilich mußte gerade die beispiellos rohe Skandalszene, welche nach diesen Worten von den rechten Parteien hervorgerufen wurde, diese bisher von der Regierung ungebührlich verhätschelten Parteien in den höheren Kreisen etwas in Mißkredit bringen, wozu dann noch die Enthüllungen über das verbrecherische Treiben des Volksverbandes und die darüber eingeleitete Untersuchung beitrug. In allerjüngster Zeit soll sogar der Synod ein geheimes Zirkular an die Geistlichkeit erlassen haben, welches die Weisung enthält, die bisher zum Russischen Volksverband unterhaltenen Beziehungen in unauffälliger Weise zu lösen. Dies ist aber wohl das einzige Zeichen von kluger Nachgiebigkeit gegenüber den Zeitströmungen, welches die oberste Kirchenbehörde Rußlands seit Beginn der Freiheitsbewegung gegeben hat. Im Uebrigen schwimmt sie, wie vorauszusetzen war, im Fahrwasser der vollsten Reaktion und läßt sich ganz von der Geistesrichtung treiben, die auf dem vorjährigen Missionskongreß von Kiew ihren schroffsten Ausdruck fand. Von der Einberufung eines allrussischen Kirchenkonzils, wie solches 1905 vom Kaiser in sichere Aussicht gestellt wurde, ist immer weniger die Rede. Eine der Hauptstützen der Reaktion, der Bischof Nikon von Wologda, hat sich noch kürzlich in den Moskowskija Wjedomosty gegen die Abhaltung eines solchen Konzils ausgesprochen, weil dazu auch Laien liberaler Färbung erscheinen könnten, wie etwa der Schriftsteller Rosanow. Dieser Mann, der kirchlichen Kreisen sehr nahesteht, antwortete auf solche Anzapfung in einem scharfen Artikel der sonst meist die Ansichten des Synods vertretenden Nowoe Wremja:

> Ich würde einer Einladung zu einem solchen Konzil gar nicht Folge leisten, weil es ein hierarchisches Konzil der Macht wäre und kein kirchliches der Liebe und Weisheit. Man hätte da Leidenschaften, Wühlereien, Schnüffeleien, Selbstberäucherung und Anschwärzung Anderer, — nach all dem strebe ich nicht! Die jetzige Geistlichkeit versteht in ihrer Mehrzahl nicht einmal die Höhen des Mönchtums; sie ist dunkel und finster auf ihren eigenen Wegen. Alles Himmlische ist beiseite gelassen. Ueberall nur irdische Sorgen, wie man sich einrichten, wie man die Macht teilen soll; wie man Andere unterwerfen könnte, — das ist wirklich nicht interessant. Wie die Einkünfte des Einzelnen sind, auch das ist nicht interessant. Schließlich die Frage des „Abendläutens“ und der Anlegung der Ornate, worüber sollte ich da sprechen? Ich bin ein gebildeter Mensch. Ich glaube, Gebildete werden überhaupt nicht auf dieses Konzil fahren. Man kann einfach über nichts sprechen, weil die Geistlichkeit ihren idealen Inhalt, ihre geistigen Interessen ebenso vollkommen verloren hat, wie ihre herzliche Begeisterung, Rührung, sagen wir ihr „Sehertum“ . . .

So urteilt heute Einer, der sich als Freund verschiedener lebender und verstorbener Bischöfe bezeichnet, in einem der angesehensten liberalkonservativen Blätter über die kirchlichen Verhältnisse und über die Geistlichkeit seines Landes.

Derselbe reaktionäre Bischof Nikon wurde nun aber vom Synod beauftragt, das Programm für einen auf den 5./18. Juli nach dem berühmten Troizo=Sergiewkloster bei Moskau einzuberufenden allrussischen Mönchskongreß aufzustellen. Darin werden wenigstens die äußern, allzu offen daliegenden Schäden des Mönchtums mit einer gewissen naiven Offenheit zugegeben. Als den größten Krebsschaden der Klöster bezeichnet der Bischof den Mißbrauch alkoholischer Getränke; er schlägt daher vor, den bisher üblichen Mönchsgelübden auch das der absoluten Enthaltsamkeit von Alkohol hinzuzufügen. Ferner geht er gegen das „Vagabundieren“ der Mönche von einem Kloster zum andern vor und hält es für notwendig, die Sittlichkeit im Allgemeinen in den Klöstern zu heben. So soll die weibliche Bedienung in den Mönchsklöstern und die männliche in den Frauenklöstern abgeschafft werden. — Natürlich fand dieses an alle Klöster versandte Programm wenig Beifall, und besonders einmütig ertönt der Protest der Mönche gegen die Abschaffung des Alkohols. Hierbei berufen sich die Mönche auf die Heiligen und die ökumenischen Konzile, die den Wein gestattet hätten.

Geographische und klimatische Verhältnisse, die oft konstatierte Ungenießbarkeit des Wassers und andere mehr oder weniger stichhaltige Gründe werden angeführt, schließlich aber von vielen aufrichtig sein wollenden Mönchen auch der Hauptgrund nicht vergessen: „das Fleisch ist schwach!" — Ob also auf diesem Kongresse viel positive Resultate erzielt werden, muß als sehr fraglich bezeichnet werden. Doch liegt immerhin ein erster Versuch vor, statt unfruchtbarer Hetzpolemik einer kirchlichen Versammlung Vorschläge zu machen zur Beseitigung schreiender Mißstände.*)

Dagegen ist die Reform-Bewegung in den geistlichen Akademieen, von der wir vor einigen Jahren zu berichten anfingen, nun endgiltig zum Stillstand gekommen. Ja es hat nach langer, hochnotpeinlicher Untersuchung durch eine besondere, aus Geistlichen und Juristen zusammengesetzte Kommission der Synod Beschlüsse gefaßt, welche jede Anwandlung zu freierer Bewegung und wissenschaftlichem Fortschritt im Keime unterdrücken sollen. Auf Grund eines vom Erzbischof von Finland in Gemeinschaft mit Professor Ostroumow ausgearbeiteten Berichtes wurde konstatiert, daß die Mehrzahl der Professoren, Inspektoren und Rektoren in den betreffenden Lehranstalten vom Liberalismus infiziert seien. Viele hätten später aufrichtig bereut, nur zehn Professoren wollten ihre Verirrung nicht einsehen. Diese zehn wurden daher auf der Sitzung des Synods vom 15. Juni d. J. ohne Weiteres entlassen, trotzdem einige der Teilnehmer an der Beratung, vor allem der Hofprotohierei Sanzschew, Professor Ostroumow und der Revisor der Kasanschen geistlichen Akademie Erzbischof Arseni von Pskow vor solchen scharfen Maßregeln warnten. Zugleich wurden die von der Kommission in Vorschlag gebrachten Regeln angenommen, welche den Zweck haben, die Disziplin in den Akademieen (Petersburg, Moskau, Kiew und Kasan) zu heben und das in den Revolutionsjahren 1905 und 1906 gelockerte Lehrprogramm zu verschärfen. Allen übrigen mit der Administration dieser Lehranstalten betrauten Personen, mit alleiniger Ausnahme des Rektors der Petersburger Akademie, wurde ein strenger Verweis erteilt.

Daß die von einer besonnenen Minderheit solcher Scharfmacherei gegenüber ausgesprochenen Befürchtungen nicht ohne Grund waren, zeigt sich jetzt schon. Selbst ein so zahmes Blatt wie der in Petersburg erscheinende Golos Prawdy („Stimme der Wahrheit") hebt das Harte und Ungerechte dieses Synodalbeschlusses hervor, dem so tüchtige Männer um alter, doch längst gesühnter Vergehen willen zum Opfer fallen. Er erzählt von einer zwischen den Gemaßregelten und einzelnen Männern der Oeffentlichkeit geführten Korrespondenz, die freilich einem Kirchenfürsten in die Hände fiel: ihr zufolge bestehe die Absicht, eine Bittschrift um Eröffnung theologischer Fakultäten an den Universitäten einzureichen oder wenigstens private theologische Kurse ins Leben zu rufen, falls die Akademieen wirklich im Geiste des Erzbischofs Antoni von Wolhynien reorganisiert werden sollten. — Es wäre nun von höchstem Interesse, zu sehen, wie die Regierung und die gesetzgebenden Institutionen zu solchem Vorgehen sich verhalten, falls in der Tat ein derartiges Projekt besteht.

Daß es sich neuerdings auch in der niedern Geistlichkeit, deren Reformbestrebungen natürlich gleichfalls durch rücksichtslose Strafversetzungen und Massenentlassungen längere Zeit gewaltsam niedergehalten wurden, zu regen beginnt, daß der berechtigte Unwille über die Tyrannei der machtliebenden Kirchenfürsten, der Konsistorien und Pröbste sich wieder da und dort auf den Eparchialkonferenzen offen zu äußern wagt, darüber berichteten noch unlängst die Petersburger Birshewoi Wjedomosty (Börsenzeitung). Doch solange es sich bei solcher Opposition bloß um vereinzelte Proteste gegen die herrschenden Disziplinargewalten handelt, wird der Synod rasch mit ihnen fertig werden.

2

Viel weniger leicht dürfte ihm das fallen mit Bezug auf die seit 1905 von der administrativen Gewalt auf Grund des Toleranzmanifestes teilweise zugelassene Propagandafreiheit der Sektierer von innen und außen. Im Süden sind es, wie bekannt, vor allem die wieder in mehrere Einzelrichtungen zerfallenden Molokanen und Stundisten, die neuerdings größere Erfolge zu verzeichnen haben und durch Veranstaltung von Synoden und Kongressen, sowie durch die Gründung von Predigerseminaren ihr Tätigkeitsfeld immer mehr auszudehnen bestrebt sind. In ganz Rußland aber arbeiten jetzt neben den längst zugelassenen Baptisten neuerdings auch die Methodisten und Darbysten aus England und Amerika, welche durch ausländische und inländische Sendboten, sowie namentlich durch Gründung von Berufsgenossenschaften und Gewerkvereinen (Christlicher Post- und Eisenbahnerverband usw.) eine sehr rührige Propaganda entwickeln. In Petersburg durften nach einer kurzen Unterdrückungsperiode die Baptisten sogar im Saale der Stadtduma (Gemeindedeputiertenversammlung) große, zahlreich besuchte Versammlungen abhalten und eine geräumige Kirche einweihen. In einer Unterredung mit einem Mitarbeiter der liberalen Petersburger Zeitung spendete der Reichsdumapräsident Chomjakow diesen protestantisch gerichteten Sekten das höchste Lob, indem er sie als die einzig wahren Gläubigen in Rußland bezeichnete und auf Grund seiner Erfahrungen im letzten Kriege sowie aller seiner sonstigen Beobachtungen ihrer Ausdauer und Tatkraft das glänzendste Zeugnis ausstellte:

> Und das Einzige, was sie über ihre Umgebung so hoch hinausgehoben hat, das ist ihr Glaube an die Wahrheit Christi, die von Gott gewollte Menschenliebe. Zu unserer Schmach und Schande hat die Obrigkeit diese Leute gehetzt, verfolgt und aus dem Vaterland vertrieben. Zehntausende der besten russischen Leute mußten Rußland verlassen; sie begaben sich nach dem fernen Kanada, wo sie unter großen Entbehrungen und Mühsalen ihr auf Fleiß und Glauben beruhendes Leben fortsetzen. Diese Verfolgung war die größte Unvernunft der Regierung. Ich kann bis zur Stunde nicht ohne Zittern und Beben an dies Alles zurückdenken!

Nachdem Chomjakow in seiner von tiefem Ernste und warmherzigem Weitblick zeugenden Aussprache sich weiter über den in der ganzen herrschenden Kirche wahrnehmbaren Mangel an Scharfblick für die Zeichen der Zeit und das, was Rußland nottue, geäußert, fuhr er fort:

> Ich sehe auch nicht Anzeichen eines neuen Suchens nach religiösen Wahrheiten in jener krassen Unduldsamkeit gegen den Glauben Anderer, wie sie gegenwärtig wieder zu beobachten ist. Leider übersehen dies die offiziellen Vertreter der Kirche und fördern sogar das Wachstum dieses Unkrauts. Intoleranz den Polen gegenüber, Intoleranz auch Andern gegenüber. Es kommt sogar zu fanatischem Vorgehen in den Dörfern der Sektierer (im Süden Rußlands). Es geschieht etwas wahrhaft Legendäres. Als man mir das erzählte, wollte ich meinen Ohren nicht trauen. Nach einer die Leidenschaften der Menschen entfachenden Rede des Geistlichen führte man zwei zum Baptismus übergetretene Bauern in das Gemeindeamt, brach einen Ast von einem Pflaumenbaum und veranlaßte unter Todesdrohungen den alten Vater dieser beiden Bauern, seine eigenen Söhne zu mißhandeln. Wenn hierin auch nur ein Atom Wahrheit enthalten ist, so läßt sich kein Name für das Geschehene finden. Ich weiß nicht, welches Toleranzgesetz wir werden zur Durchführung bringen, wenn solcher Fanatismus die Herzen regiert!

*) Inzwischen hat dieser Kongreß stattgefunden und einen ganz eigenartigen Verlauf genommen. Nachdem der präsidierende Bischof Nikon die obigen Klagepunkte gegen die jetzigen Zustände in den Mönchsklöstern vorgetragen und vor allem über die Verschwendungssucht und das üppige Leben der meisten Mönche seine Unzufriedenheit geäußert, erhob sich aus der Mitte der Versammlung ein Sturm der Entrüstung gegen diese Beurteilung aus dem Munde eines Vertreters jener höheren Hierarchie, die, wie von verschiedenen Rednern hervorgehoben wurde, obgleich aus dem Mönchstum hervorgegangen, doch selbst das Beispiel einer ganz unevangelischen, den raffiniertesten Luxus offen zur Schau tragenden Lebenshaltung gebe. Von solchen Vorbildern, die, vom Schweiße des armen Volkes lebend, fürstliche Gehälter bezögen und in Staatskarossen mit sechs Pferden einherzögen, verbitte man sich ernstlich jeglichen Tadel über verschwenderische Lebenshaltung, — so tönte es von allen Seiten. Die hart bedrängten Hierarchen wußten sich nicht anders zu helfen, als durch eilige Entsendung eines Kuriers nach Moskau, der telephonisch von dem in Petersburg tagenden Synod Verhaltungsmaßregeln erbitten sollte. Als aber die Haltung der Versammlung einen lästig bedrohlichen Charakter annahm, machte Nikon der Sache dadurch ein Ende, daß er mit dem Hinweis auf die göttliche, keiner Kritik unterliegende Machtvollkommenheit der Bischöfe jede Diskussion über deren Tun und Lassen für unmöglich und gänzlich unangebracht erklärte und zu einem andern, gleichgültigern Thema überging: die liturgischen Andachten; wobei sich dann die Mehrheit der Versammlung etwas gefügiger zeigte.

Das von Chomjakow hier berührte Beispiel von Fanatismus machte s. Z. die Runde durch die Zeitungen und sollte auch in der Reichsduma zur Sprache kommen. Doch unterblieb dies, ohne Zweifel, weil unterdeß ein Telegramm des Ministerpräsidenten die lokalen Administrativbehörden zum Einschreiten gegen die Schuldigen unter den betreffenden Dorfältesten nötigte. Das Manifest vom 17. April 1905 hat in dieser Beziehung Wunder gewirkt.

Daß das Anwachsen der evangelischen Sektenkirchen in Südrußland und das kecke Auftreten der „evangelischen Christen" (wie sich die zu eigentlichen Gemeinschaften organisierten, aus der Orthodoxie für den Methodismus gewonnenen Russen in den Nordgouvernements kurz nennen) in den beiden Hauptstädten bereitet dem Heiligen Synod große Sorge. Fast täglich halten sie Versammlung, wobei sie ein Liederbuch benützen, das bei Kober in Basel herauskam und fast alle die bekannten Melodien der Gemeinschaftsbewegung in Deutschland und Frankreich enthält, und geben ungescheut ihre Zeitschriften heraus. Kein Wunder, daß der Heilige Synod, der früher so träge arbeitete, zu fast täglichen Sitzungen zusammenkommt.

Zu Beginn des vergangenen Winters beschloß die Behörde ihre ganze Zeit und Kraft der Ausführung der „Kiewer Beschlüsse" zu widmen. Der Kiewer Missionskongreß im August vorigen Jahres, der erste, der seit dem Kasaner Kongreß von 1896 zusammengetreten war, hatte schließlich gegenüber den der Alleinherrschaft der orthodoxen Staatskirche in Rußland drohenden Gefahren einstimmig für Zurücknahme des Toleranzmanifestes von 1905 als die ganze Neuerungsbewegung in so schädlicher Weise begünstigend sich entschieden und war nur durch das energische Dazwischentreten des damaligen Oberprokureurs bewogen worden, von der Absendung einer dahingehenden dringenden Bittschrift an den Zaren Abstand zu nehmen. Auch seither waren von den auf Wiederherstellung der früheren Ordnung hinarbeitenden Parteien mehrmals Massenpetitionen an den Synod in Szene gesetzt worden, welche alle dem tiefen Schmerz und Groll über die mißbräuchlichen Deutungen der kaiserlichen Willenskundgebung mehr oder weniger scharfen Ausdruck verliehen und um außerordentliche Maßnahmen baten: Ausrufung eines allgemeinen Fastens, Veranstaltung großer Kirchenprozessionen usw., vor allem aber dringende Vorstellungen an den Monarchen. Soweit durfte nun der Synod freilich nicht gehen und wies die Bittsteller regelmäßig ab. Aber trotz des zur Reformarbeit mahnenden Einflusses des Oberprokureurs und einiger hervorragender Mitglieder, wie des Metropoliten Antoni von Petersburg, will seine Mehrheit von Reformen nichts wissen, so lange „die stets zunehmende Schar der Wölfe die wehrlose Schafherde zerfleischen." So wird die ganze kostbare Zeit mit unfruchtbarer Polemik und nutzlosen „Abwehrmaßregeln" verschwendet. Dabei ist es ergötzlich zu hören, wie in mehreren Sitzungen eifrigst nach dem „Verräter" gefahndet wurde, d. h. nach dem Mitglied, das entgegen der mehrmals wiederholten eidlichen Verpflichtung auf strenge Geheimhaltung der Verhandlungen diese regelmäßig in breiter Ausführlichkeit dem verhaßten liberalen Blatte Rjetsch (Wort, Rede) zukommen ließ. Alle nur erdenklichen Maßregeln und peinlichen Verhöre wurden zu Hilfe genommen, um dieser Verräterei ein Ende zu machen; es wurde betont, daß das vom Synod begünstigte Kirchenblatt Zerkowny Kolokol (Kirchenglocke) einzig das Recht habe, zuvor von der geistlichen Behörde selbst zensierte Sitzungsberichte an die Oeffentlichkeit zu bringen. Vergebens. Alle schwuren und beteuerten ihre Unschuld, und die Rjetsch blieb nach wie vor aufs genaueste informiert und brachte fast tägliche Sitzungsberichte. Dabei sieht sich der Synod doch auch von Zeit zu Zeit veranlaßt, gegen die allzuscharfe Hetzarbeit übereifriger Orthodoxer einzuschreiten, so u. A. durch die Verbannung des zelotischen Priesters Iliodor in ein nordisches Kloster, durch die Schließung des Hetzblattes Potschjewsky Iswjesty (vom Kloster Potschaew in Wolhynien herausgegebene „Nachrichten") und ähnliche Maßregeln. Unbegreiflicherweise aber blieb es der Petersburger Polizei vorbehalten, gegen das verbrecherische Treiben der sogenannten „Johanniter" oder „schwarzen Raben", wie sie in einem mit viel Erfolg in Petersburg und Moskau gespielten Theaterstück heißen, vorzugehen. Schon seit mehreren Jahren liefen in der Presse Gerüchte um, wonach die Anstalten und Erziehungshäuser dieser nach dem unlängst verstorbenen Oberpriester Johann von Kronstadt benannten, aber von ihm mehrmals verleugneten und verfluchten, dann wohl auch wieder gesegneten und begünstigten Sekte in einem allen Gesetzen der Hygiene und Moral hohnsprechenden Zustande sich befinden, die dort wohnenden, oft mit Verlockung, Entführung und Gewalt in diese Häuser gebrachten Kinder behufs Abtötung gegen die sündige Welt derart schlecht behandelt und verpflegt werden, daß fast alle an unheilbaren Krankheiten erkrankt, dem langsamen Hungertode preisgegeben oder idiotisch geworden sind. Vergebens hatte auf einer zum Gedächtnis des verstorbenen Kronstadter Heiligen zusammenberufenen Versammlung von Petersburger Geistlichen der Synodalmissionar Bogoljubow in beredten Worten auf das in der Geschichte der orthodoxen Kirche unerhörte Treiben dieser Sekte aufmerksam gemacht und erklärt, eine dringendere Verherrlichung des verstorbenen Volksheiligen könne es nicht geben, als die unverzügliche Bekämpfung der seinen Namen und sein Gedächtnis auf das bedenklichste verunglimpfenden Sekte. Jene Versammlung wollte von derartigen Maßnahmen nichts wissen, wohl aus Furcht vor den niedern Volksklassen, und es bedurfte dringender Vorstellungen von Seiten der Kinderschutzgesellschaften an die Adresse des Petersburger Stadthauptmanns, um diesen endlich zum Einschreiten zu veranlassen.

Ueberhaupt sorgt die Kirche dafür, daß nicht nur die Initiative zu allen Reformen und Verbesserungen von weltlicher Seite ausgeht, sondern jedem noch so notwendigen Vorschlag auf Abschaffung oder Besserung der bestehenden Uebelstände setzt sie den hartnäckigsten Widerstand entgegen. So vor allem dem Gesetzesvorschlag des Reichsratsmitglieds Andrejewsky auf Einschränkung der Feiertage, welcher im Oberhause lebhaften Sympathieen begegnete, umsomehr aber von Seiten der höheren Geistlichkeit mit einem wahren Sturm der Entrüstung über unbefugte Einmischung der Zivilgewalt in kirchliche Angelegenheiten, Untergrabung der moralischen Grundlagen von Staat und Kirche und dergleichen beantwortet wurde. Schließlich erklärte sich der Synod bereit, eventuell einige Feiertage zu opfern, z. B. den Neujahrstag, die beiden letzten Tage der sogenannten Butterwoche (vor den großen Fasten), die letzten Tage der Osterwoche, — alles Feiertage, von denen der Synod bestimmt weiß, daß der längst eingewurzelte Volsbrauch von ihnen am wenigsten lassen wird, während an die vielen unnützen Heiligenfeste nicht gerührt werden darf. Aber die Freunde dieser höchst zeitgemäßen Neuerung sind unterdessen nicht müßig gewesen. Ein in der Reichskanzlei vervielfältigter und allen Reichsratsmitgliedern zugesandter Brief Pobjedonoszews an den Grafen Witte vom 14. Juli 1902 soll den Leitern der Kirche zeigen, wie dieser langjährige Schirmherr der orthodoxen Kirche über das angeregte Thema gedacht hat. In der Tat gibt der verstorbene Oberprokureur darin unumwunden zu, daß die Unzahl der Feiertage, namentlich auf dem Lande, einen Krebsschaden im Volksleben bilde, schon um der damit verbundenen Völlerei willen, und verspricht am Schlusse seines Schreibens Maßnahmen von Seiten des Synods. — Uebrigens wurde schon im Juni 1907 die Zahl der für die Industriearbeiter geltenden Feiertage den Protesten des Synods zum Trotz von 91 auf 66 heruntergesetzt. Angesichts der wirtschaftlichen Umwälzung, welche durch die Annahme des Agrargesetzes vom 9./22. November 1908 in absehbarer Zeit zu erwarten ist, kann bestimmt vorausgesagt werden, daß der nun die eigene Scholle bearbeitende Bauer, von dem depravierenden Einfluß der „Gemeinde" befreit, sich mit Notwendigkeit nach und nach seine eigene Lebensanschauung zurechtmachen und sich sowohl was die Beobachtung der Feiertage betrifft, als auch in vielen andern Beziehungen mehr und mehr von der kirchlichen Bevormundung emanzipieren wird. Es ist aber notwendig, daß die Behörden, die „Natschaltstwo", dem jetzt noch unmündigen Bauer mit ihrem guten Beispiele vorangehen, und darum ist eine gesetzliche Normierung für Alle höchst wünschenswert.

Paul Brüschweiler

Josef Dietzgen, der sozialdemokratische Philosoph

Vgl. Nr. 32

3

Die Darstellung seines Systems bietet in so fern Schwierigkeiten, als Dietzgen einem andern Zweige der philosophischen Entwickelung angehört als die meisten Philosophen der Gegenwart. Der von ihm verwendete Grundgedanke der Dialektik ist eigentlich nur noch in der Sozialdemokratie geläufig. Doch versuchen wir, in seine Gedankengänge uns hineinzufinden!

Wir folgen in der Darstellung hauptsächlich dem „Wesen der menschlichen Kopfarbeit“, ziehn aber zur Ergänzung spätere Schriften zu. Eine eigentliche Entwickelung seines philosophischen Denkens wird sich aus Dietzgens Schriften kaum nachweisen lassen; höchstens kann man von einer späteren Erweiterung des Gebietes, auf das er seinen Grundgedanken anwendet, reden.

Nach Dietzgen haben die Naturwissenschaften schöne und sichere Resultate zu Tage gefördert, weil man die richtigen Methoden anwandte. Induktion und Spekulation haben sich auf diesem Gebiete glücklich in die Hände gearbeitet, die letzte besonders dadurch, daß sie durch Hypothesen die induktive Methode vorbereitete. Vor allem besteht die Stärke der Naturwissenschaften darin, daß sie sich nicht von ihren Objekten entfernte, sondern sich darauf beschränkte, diese systematisch zu bearbeiten.

Anders steht es um Philosophie, Moral, Religion. In ihnen herrschen allenthalben Meinungsverschiedenheiten. Hier ist alles unsicher, unwissenschaftlich. Der Grund liegt in der falsch angewandten Spekulation. Der Drang nach Wissen hat hier die Menschen verführt, diese Methode „rein“ zur Anwendung zu bringen, d. h. ohne Kontakt mit den Objekten. Man hat wollen die Wahrheit aus den Eingeweiden des Geistes herausgrübeln. Jeder derartige Versuch endigt mit Enttäuschung. Das hat zur Selbstauflösung der Philosophie geführt, wobei allerdings ein sehr wichtiges Resultat zurückblieb: Die Philosophie hat auf ihren Irrwegen den Denkprozeß aufgedeckt, sie hat gelernt sich zu beschränken auf die Erforschung des Denkvermögens, mit andern Worten, die Philosophie hat sich zur Vernunftkritik reduziert.

Indem nun die Philosophie den Denkprozeß oder die dialektische Methode erforscht und anwendet, hat sie ein Objekt ihrer Arbeit im Universum, im Allgemeinen erhalten. Während die andern Wissenschaften sich mit Teilgebieten befassen, geht die Philosophie auf das Ganze, aufs All.

Bei der Klarlegung des Denkvermögens stellt sich kurz Zweierlei heraus:

1. Die Dinge, also das Objektive, erscheinen nur in Relationen zum Subjekt, nie als Dinge an sich.

2. Die Dinge haben eine leibliche und eine geistige Seite. Die leibliche ist die Summe der Eigenschaften, die geistige ist das Allgemeine der Dinge, ihr Begriff.

Die Kombination beider Punkte ergibt, daß die leibliche Seite der Dinge zu unserm Leib, d. h. zu unsern Sinnen in Relation steht, während ihre geistige unserm Geiste erscheint. Oder: leiblich haben die Dinge die Eigenschaft den Sinnen zu erscheinen, geistig die Eigenschaft sich als Begriffe denken zu lassen. Wie an den objektiven Dingen, so läßt an der subjektiven Vernunft sich eine leibliche und eine geistige Seite feststellen; jene ist die sinnlich fühlbare Gehirnfunktion, diese ist der allgemeine Begriff aller Denkakte. Auch die Vernunft ist leiblich eine Erscheinung, geistig ein Begriff.

Weil allen Begriffen wirkliche Dinge entsprechen, ist die Analyse eines Begriffs identisch mit der theoretischen Analyse des Gegenstandes. Aus demselben Grunde ist der Geist nicht das Absolute, wie die idealistischen Philosophen meinen, sondern er braucht zu seiner Existenz Objekte, auf die er sich bezieht.

Das Gesagte läßt sich durch folgendes Schema anschaulich machen:

	Das Geistige (Allgemeine)		
Subjekt)	Denken der Begriffe	Wesen der Dinge	(Objekt
	Erfahrung der Sinne	Eigenschaften der Dinge	
	Das Leibliche (Besondere)		

Was sich im Kontakt mit unsern Sinnen produziert, ist eine absolute Mannigfaltigkeit: erst im Denkvermögen zeigen sich die Wesen. Erste sind reine Qualitäten, letzte reine Quantitäten. Die Sinne empfinden einen unbegrenzten Wechsel der Eindrücke, aus denen die Vernunft oder das Denkvermögen erst die Quanta formt, die Begriffe, die Allgemeinheiten schafft. So erscheint z. B. den Sinnen nicht ein einziges chemisches Element, sondern ein Nacheinander verschiedener Zustände, aus denen durch Subsumption ein bestimmtes chemisches Element, also ein Begriff gewonnen wird. Die physiologischen Schwierigkeiten der modernen Lichttheorie lösen sich bei Dietzgen auf die einfachste Weise. Die Sinne erfahren die Eindrücke der einzelnen Farben, Rot, Grün, Blau. Die Farbe als Aetherschwingung erscheint der Vernunft, denn dieses Moment ist allen Farben gemeinsam, es bildet ihren Begriff.

Der Denkprozeß besteht also bei Dietzgen in nichts Andrem als im Aufsteigen vom Besonderen ins Allgemeine, aus dem Konkreten ins Abstrakte. Dabei ist zu bemerken, daß der Denkprozeß durchaus nicht bloß auf der Seite des Subjektiven zu suchen ist, vielmehr entspricht auf beiden Stufen dem Subjektiven Objektives. Derselbe Prozeß vollzieht sich hüben wie drüben. Die Philosophie Dietzgens ist also Identitätsphilosophie, das Denken ist ihm von gleicher Art wie die Materie. Der Schein ist ein Sein, und das Sein ist Schein.

Das bezeichnete objektiv-subjektive Aufsteigen aus dem Besonderen zum Allgemeinen nennt Dietzgen die dialektische Methode. Ihre Anwendung ergibt die Wahrheit. Irrtum entsteht dort, wo das subjektive Denken vom objektiven Sein sich loslöst.

Mit seiner dialektischen Methode ausgerüstet geht Dietzgen den Problemen zu Leibe, die von den großen Naturverhältnissen gestellt werden, nämlich dem Problem von Ursache und Wirkung, von Geist und Materie, von Kraft und Stoff. Er will alle drei mittels des allgemeinsten Gegensatzes von Subjekt und Objekt aufschließen.

Ursache und Wirkung. Von naivem Standpunkt wird die Ursache als Analogie der menschlichen Tätigkeit, als etwas Tätiges betrachtet. In Wirklichkeit ist sie ein dem Ereignis, also dem Besonderen, Vorausgehendes, das vom Denkvermögen generalisiert wird. Dabei liegt dem Begriff des Vorausgehenden der Kontakt von Objekt und Subjekt zu Grunde; Eines ist im Leben immer die Ursache, das Vorausgehende des Andern.

Die Wirkung aber kommt dadurch zu stande, daß das Subjektive nicht bloß in dem Begriffe bildenden Denkvermögen besteht, sondern daß es sich gleichzeitig als etwas Besonderes begreift. Dieses Besondere legt sie dem unter, was dem Vorhergehenden nachfolgt. Das Nachfolgende wird als das Besondere, als die Wirkung erkannt.

Im Denkvermögen besteht das Kausalitäts-Verhältnis als ein Gesetz mit apodiktischem, unverbrüchlichem Charakter. Dieser kann unmöglich aus der Erfahrung stammen, die reinen Empiristen vermögen ihn nicht zu erklären. Er ist eben dem Verhältnis von Ursache und Wirkung durch den Denkprozeß aufgeprägt. Dieser letztere muß so verlaufen, daß er zum Besonderen das Allgemeine sucht, daß er von der Wirkung zur Ursache zurückgeht oder logisch zu ihr aufsteigt. Das Gesetz hat aber keine Geltung a priori, wie die Idealisten behaupten, vielmehr liegen ihm reale Tatsachen zu Grunde wegen der Identität von Denken und Sein.

Geist und Materie. Dietzgen gibt zu, daß beide real von einander getrennt sind, leugnet aber eine absolute Trennung. Es ist der Fehler des Materialismus, daß er die Trennung völlig aufheben will und den Geist bloß als Eigenschaft der Materie hinstellt, ebenso wie es ein Fehler des Idealismus ist, daß er die gegenseitige Bedingtheit von Geist und Materie übersieht. Materialisten sind nach Dietzgen Nichts-als-Praktiker, Leute, die ihr generalisierendes Denkvermögen nicht anwenden, darum beim Besonderen, beim Stoff bleiben und sich nicht zum Allgemeinen, zum Geist erheben. Reine Materialisten gibt es nicht, ebensowenig wie reine Idealisten, denn diese würden Theoretiker ohne materielle Grundlage sein, was unsinnig wäre.

Die Antipathie, die das Christentum gegen die Materie

hegte, ist in der Gegenwart überwunden, aber noch fehlt den meisten die wissenschaftliche Vermittlung. Ganz ungerechtfertigt findet Dietzgen die Sehnsucht nach Befreiung aus den Banden der Materie nicht. Ihre Ueberwindung denkt er sich logisch; das Mannigfaltige zum Begriff erheben, aus dem Konkreten ins Abstrakte aufsteigen, das ist die Befreiung von der Materie — ein für unsern Philosophen höchst charakteristischer Gedanke.

Kraft und Stoff. Die alte Streitfrage löst sich wieder auf die einfachste Art. Was den Sinnen erscheint, ist Stoffkraft, d. h. jede sinnliche Empfindung besteht aus Empfindungsstoff, der mit Kraft auf unsere Sinne eindringt und die Apperception veranlaßt. Aus dem, was so den Sinnen gegeben ist, generalisiert das Denkvermögen die Kraft als zeitlichen und den Stoff als räumlichen Begriff. Dabei ist der abstrakte Stoff eine Kraft, d. h. die Generalidee Stoff ist eine Kraftäußerung des Denkvermögens — immer blickt in solchen Ausdrücken der Identitätsgedanke durch. Darum bekämpft Dietzgen die Auffassung Büchners, der von einer gesonderten Kraft nichts wissen will. Kraft ist ein wesentlicher Begriff, denn dem subjektiven Begriff entspricht ein objektives Wesen.

In einem Schlußkapitel der „Kopfarbeit" lernen wir Dietzgens Ansichten über Weisheit, Moral und Religion kennen.

Das Weise, das Vernünftige. Das Denkgesetz hat nach Dietzgen jede Frage nach dem Metaphysischen überflüssig gemacht und die Vernunft-an-sich aus der Welt geschafft. Was vernünftig ist, vermag daher die Vernunft nur im Zusammenhang mit den Dingen zu sagen. Die Vernunft verschafft sich für ihr Handeln feste Maßstäbe aus der Erfahrung. Das besondere Objekt solcher Erfahrung ist der Mensch mit seinen Bedürfnissen. Unter diesen gilt es wieder über- und unterzuordnen. Die allgemeinen Bedürfnisse und Zwecke sind die höheren, der allgemeinste ist der Staat; er dient dem Wohlergehn der Einzelnen, die wieder ihre Sonderinteressen ihm gegenüber zurückstellen müssen. Die Vernunft ist zunächst individuell, aber durch ihr Objekt wird sie generell, oder das Allgemeinzweckmäßige ist das Maß der Vernunft. Das Vernünftige schlechthin ist das, was zu allen Zeiten und in allen Völkern sich als das Zweckmäßige erweist. Die Sonderbedürfnisse werden in ihrer relativen Berechtigung anerkannt. Somit ist ihnen gegenüber der Standpunkt der Toleranz gewahrt.

Das sittlich Rechte. Es gibt keinen radikalen Unterschied zwischen Gut und Bös. Nichts ist absolut gut oder bös. Auch das Töten ist unter Umständen etwas Gutes. Die Moral ist nun die Rücksicht auf die allgemeine Bedürftigkeit; es ist aber Niemand zu Handlungen verpflichtet, die ihm Schaden bringen, jedoch zwingt ihn dazu unter Umständen die materielle Ueberlegenheit der Allgemeinheit. Es kann nie ein allgemeines Recht aufgestellt werden, immer müssen die Grenzen angegeben werden, innerhalb deren es gelten soll, denn die induktive Behandlung der Moral hat den Traum einer sittlichen Weltordnung verscheucht. Die Heiligkeit der Gesetze ist ein Wahn. Das Heilsame haben die Menschen von je ins Tabernakel gestellt, z. B. die Aegypter die Katze, die Christen die väterliche Fürsorge; aber die Aenderung der praktischen Bedürfnisse verschiebt in Wirklichkeit fortwährend den Begriff des Heilsamen.

Der Unterschied von Recht und Moral besteht nur scheinbar; ursprünglich ist jedes Recht Moral und muß immer von der Moral korrigiert werden, d. h. von den Menschen mit ihren Bedürfnissen, denn es gibt kein den Menschen übergeordnetes Gewissen.

Das Heilige. Hier wird der Satz abgehandelt: Der Zweck heiligt das Mittel. Jedes Mittel ist ein Zweck und umgekehrt auch. Ohne Einschränkung gilt der Satz bloß vom allgemeinsten Zweck, vom menschlichen Heil; andere Zwecke heiligen nur relativ die Mittel. Demnach kann das Heilige nur empirisch bestimmt werden. Es ist ein Irrtum der christlichen Weltanschauung, ihre Moral für absolut zu halten, da sie doch in Relation oder aus Reaktion gegen die heidnische Ueppigkeit entstand. Praktisch gut heißt ein Zweck, der sich als Mittel für den höchsten Zweck bewährt. Dietzgens Kampf gilt keiner besonderen Sittlichkeit, sondern nur der Arroganz einer absoluten Sittlichkeit, die ihre Heiligkeit nicht aus dem allgemeinen Heil, sondern aus einem transszendenten Grunde ableitet.

Welche Stellung nimmt Dietzgen zur Religion ein? Manchmal könnte man auf den Gedanken kommen, als ob er seinen höchsten Begriff, das All, das Universum, die Generalnatur, oder wie er ihn sonst nennt, mit religiöser Verehrung behandelte. Er spricht sogar einmal vom Gottesdienst, vom wahren Kultus, der dann eintritt, wenn der Fetischdienst, d. h. die religiöse Verehrung des einzelnen Stückes aufhört. Allein er ist nicht zu den religiösen Monisten zu rechnen; vielmehr versichert er uns immer wieder, das All sei kein übergeschnappter, sondern ein ganz hausbackener Begriff. Die Beurteiler haben Recht, die ihm jede Religion absprechen.

In seinem Wesen und Denken hat sie keinen Platz. Er ist geborner Logiker und Verstandesmensch im eminenten Sinne, aller Mystik abgeneigt. Etwas Jenseitiges, das sein Verstand nicht erreicht, ist ihm Wahn, Einbildung. Gegen den Gottesglauben polemisiert er scharf; er nennt Gott einen Monstregeist, ein Gespenst.

Sein Denken legt Dietzgen wie einen eisernen Ring um alle Dinge. Es wird schwerlich uns ein Mensch begegnen, der mit solcher logischen Kraft auf die Einheit alles Seienden dringt. Wenn Einer, so verdient er den Namen eines Monisten. Es ist ihm kein Gedanke so zuwider wie der eines andern Seins, einer höheren Welt.

Immerhin läßt sich aus seinen Schriften zeigen, daß er in der Stimmung gegen die Religion sich nicht gleich blieb. In der „Religion der Sozialdemokratie" braucht er wegwerfende Ausdrücke; jedoch muß man den agitatorischen Zweck dieser Schrift in Rechnung ziehn. Er formuliert hier sein Urteil über das Christentum: es ist ihm Weltentsagung, Knechtsseligkeit. Dem Einwand, daß auch Christus die Geißel geschwungen habe, entgegnet er, das sei Inkonsequenz. Dietzgen, der sonst gern vermittelt und das Gemeinsame an den Erscheinungen sucht, wendet sich mit aller Entschiedenheit dagegen, daß man Christentum und Sozialismus zusammenwirft. Mit Recht weist er auf den völlig andern Charakter hin, den die Arbeit bei den Christen und bei den Sozialisten annimmt. Der Christ schafft für den Himmel, die moderne Arbeit aber bezweckt die Befriedigung materieller Bedürfnisse. Dietzgens Zorn gilt der christlichen Halbheit, die dem Lebensgenuß huldigt und den Christennamen beibehält. Es ist Feigheit des modernen Christentums, den erfolgten Abfall vom Glauben als Wiederherstellung des wahren Christentums hinzustellen. Auch der Name Christentum muß diskreditiert werden, um der Sache den Garaus zu machen.

Im allgemeinen aber zeigt sich Dietzgen tolerant. Es sei erinnert an seine glückliche Ehe mit einer strengen Katholikin. Sein auf das Universale gerichteter Geist mußte endlich doch den Versuch machen, eine so bedeutsame Erscheinung wie die Religion wenigstens logisch in sein System mit einzuordnen. Am deutlichsten tritt das in den Briefen über Logik hervor. Das ist seine weitherzigste Schrift. Hier bringt er es fertig die Bibel das beste Buch über Logik zu nennen, weil sie vom absoluten Anfang und Ende der Geschichte, vom Generalzweck und der Generalbestimmung alles Seins handelt.

Die Religion läßt er als geschichtliche Vorbereitung des Sozialismus gelten. Ohne es zu wollen, hätten ihm die Christen den Weg gebahnt. Religion war solange nötig, als der Menschengeist noch nicht zur Erkenntnis des Denkgesetzes emporgestiegen war.

Dietzgen will sogar — und das ist seine weiteste Konzession — die Religion als Verehrung eines Teiles vom Ganzen auch heute noch hingehn lassen, sofern die Anhänger dieser Religion nicht mit dem Anspruch der Absolutheit ihres Gottes auftreten. Dietzgen will damit denen, die zum Sozialismus kommen, ohne ganz mit dem religiösen Glauben brechen zu wollen, den Schritt erleichtern.

Wie die Religion als Vorläuferin der Dialektik anerkannt wird, so wird auch die Geschichte der Philosophie als eine schrittweise Entwickelung auf dieses Ziel hin verstanden. Dietzgen nimmt als Wegbereiter nicht nur Sokrates, Plato, Aristoteles, sondern auch Spinoza, Kant und Hegel in Anspruch. An Kant

hebt er hervor, daß er die Erkenntnis auf die realen Dinge beschränkt habe. Hegel hat das Ding-an-sich überwunden, nur die konservative Wendung seiner Philosophie gefiel Dietzgen nicht. Er selbst gibt mit Bewußtsein der Philosophie eine proletarische Gestalt und glaubt damit die letzten Konsequenzen der Entwickelung gezogen zu haben.

4

Darin hat Dietzgen zweifellos recht, daß er der geborene Philosoph des revolutionären Proletariates ist. Es lag in seiner Natur, daß er durch das Kommunistische Manifest zum Marxisten gestempelt werden mußte. Kaum Jemand kann so prädestiniert gewesen sein für das alles Weltgeschehn umfassende ökonomische System des Karl Marx. Dreierlei charakterisiert Dietzgens Philosophie als sozialistisch-proletarisch.

1. Das vollkommene Vorherrschen des Verstandes. Das moderne Proletariat ist im Gegensatz zum früheren intellektualistisch, fußt auf Wissenschaft und Aufklärung und drängt das Gefühlsleben in der Willensbestimmung zurück.

2. Dietzgen ist radikaler Demokrat. Durch die prinzipielle Ausscheidung des Gottesglaubens proklamiert er die Aufhebung des Unterschiedes von oben und unten auch in der Gesellschaft.

3. Dietzgen ist der logische Ausgleicher aller Widersprüche. Er dringt darauf alle Teile des Universums einzubezirken; so vertritt er das Prinzip der Assoziation oder des Sozialismus. Seine Philosophie führt ihn notwendig zu der Klasse, die alle Klassengegensätze aufheben will.

Allein es kommt bei Betrachtung seiner Philosophie nicht nur das sozialdemokratische Moment in Frage; auch abgesehen davon nimmt sie in der Geschichte des deutschen Geisteslebens eine beachtenswerte Stellung ein. Von den Fachphilosophen wird Dietzgen allerdings noch nicht beachtet. Im Register der Geschichte der Philosophie von Ueberweg-Heinze sucht man seinen Namen vergeblich. Dabei hat wohl das Vorurteil gegen alles Sozialdemokratische mitgewirkt, vielleicht auch die allzuwenig fachmännische Form seiner Schriften.

Dietzgen hat — das gibt ihm wohl das Recht als Philosoph genannt zu werden — das große Problem der ganzen neueren Philosophie richtig verstanden und hat sich redlich und selbständig bemüht damit fertig zu werden. Es ist die Ueberwindung eines großes Gegensatzes, woran seit den Tagen des Descartes alle Denker sich abplagen, des Gegensatzes von Selbstbewußtsein und Sachbewußtsein, um die Formulierung Ferdinand Jakob Schmidts zu gebrauchen. Anfangs fehlt noch jede Vermittlung; Leibnitz, Spinoza, Hume stellen sich die Einen auf diese, die Andern auf jene Seite und versuchen das andre Bewußtsein in sich hineinzunehmen. Da entdeckt Kant die letzten Bedingungen des Sach- und des Selbstbewußtseins in den apriorischen Formen und in den Kategorien. Damit ist er den immanenten Gesetzen der allgemeinen Vernunft, die das Sach- und das Selbstbewußtsein umschließt, auf den Leib gerückt. Seine Nachfolger Fichte, Schelling, Hegel geben das methodische Prinzip des unendlichen Denkens. In Hegels Panlogismus hat dieses Bestreben einen zusammenfassenden Ausdruck bekommen. Von da aus spaltet sich die Philosophie in zwei Aeste. Die Einen suchen den gemeinsamen Grund von Sach- und Selbstbewußtsein in einer transszendentalen Einheit: so Hartmann und Pfleiderer. Die Andern halten sich im Rahmen des real Gegebenen und suchen durch Bildung von Begriffen und Ideen eine Einheit herbeizuführen: so Wundt. Dieser Gruppe ist auch Dietzgen zuzurechnen.

Er ist reiner Realist und bezwingt das besagte Problem auf logischem Wege. So gelangt er zum Begriffe eines automatischen Universums, dessen Selbstentwickelung im Denkgesetz, in der Dialektik erkannt wird. Es gelingt ihm dabei den Materialismus und den Idealismus gegen einander auszuspielen und ein Ganzes zu schaffen, das das logische Denken wirklich befriedigt, wenigstens soweit man die Voraussetzungen teilt. Es liegt hier eine höchst respektable Leistung vor; ein Autodidakt hat selbständig den Versuch unternommen, Denken und Sein und alle Wissenschaften zu umspannen und in eine Einheit zusammenzupressen.

5

Unsere Bewunderung darf uns aber nicht blind machen gegen schwere Mängel seines Systems. In der Kritik beschränken wir uns auf Folgendes:

1. Die von Dietzgen behauptete Identität von Denken und Sein ist ein logisches Taschenspielerkunststück. Wenn er auf die Identität logisch h i n a u s käme, wie Wundt in der ontologischen Idee, dann ließe man sichs gefallen. Aber er setzt die Identität allenthalben v o r a u s. Er spricht vom Erkennen der Dialektik, in Wahrheit dekretiert er sie. Das philosophische Denken läßt sich aber mit dieser erschlichenen Identität von Subjekt und Objekt nicht beruhigen. Die einfache Gleichsetzung von beiden ist natürlich der kürzeste Weg; nur schade, daß er nicht zum Ziele, sondern in die Irre führt. So billig kommen wir nicht davon.

2. Durch die Beschränkung auf das Reale wird der Menschengeist vergewaltigt. Das metaphysische Bedürfnis läßt sich auf die Dauer nicht abspeisen durch den jedes Inhaltes entleerten Begriff des Universums. Gewiß soll das Denkvermögen im Kontakt mit den gegebenen Dingen der Welt arbeiten, aber es wird sich nicht hindern lassen denkend über sie hinauszugehen, es wird, ja es muß jenen Gegensatz auf transszendentalem Wege vermitteln und die Einheit in einer ewigen Ursache und einem ewigen Ziele suchen.

3. Dietzgen tut wie dem philosophischen Denken so auch dem religiösen Gefühl Gewalt an. Der religiös bestimmte Menschengeist ist ein polarisiertes Licht. Er unterscheidet ein Oben und ein Unten, ein Jenseits und ein Diesseits. Nichts kann dem religiösen Glauben diametraler entgegenstehen als Dietzgens Naturmonismus.

6

Wir lehnen also für uns seine Philosophie ab, halten aber für möglich, daß sie den sozialdemokratischen Arbeitern einen guten Dienst leistet. Dietzgen kann sie von der tiefsten Stufe erlösen, auf der ein Mensch mit seiner Weltanschauung stehen kann: vom mechanischen Materialismus. Leider werden die Sozialdemokraten wie seinerzeit die bürgerlichen Revolutionäre durch den Ueberschwang der Verneinung auf dieser Stufe festgehalten. Dietzgen wäre schon viel populärer, wenn man nicht von ihm eine Störung, d. h. eine Beruhigung der revolutionären Stimmung befürchtete. Zum Niederreißen eignet sich der platte Materialismus besser als ein Monismus, der liebend alles Seiende umschließt und sogar, wie wir sahen, die religiösen Gefühle schonen möchte. Das Mißtrauen des radikalen Revolutionsstandpunktes gegen Dietzgen kommt bei dem bekannten russischen Sozialisten Plechanow zum Ausdruck, der Dietzgen schroff ablehnt. Immerhin sprechen drei Gründe dafür, daß Dietzgen noch einmal anerkannt wird.

1. Er ist orthodoxer Marxist. Das empfiehlt ihn sehr in einer Zeit, wo von den Revisionisten die theoretischen Grundlagen des revolutionären Sozialismus untergraben werden. Noch sind die Marxisten am Ruder, aber angesichts ihrer gefahrvollen Lage werden sie nicht einen so wackeren Denker, der sich bei aller Selbständigkeit als treuer Anhänger von Marx bewährt hat, abschütteln.

2. Dietzgen war Arbeiter. Zwar hat er nie als Lohnarbeiter im fremden Dienst gestanden — er war Kleinunternehmer — aber er hat mit der Hand gearbeitet und wurde ein Opfer des Großkapitals, das ihn aus seiner kleinbürgerlichen Existenz verdrängte. Die Arbeiter erkennen ihn als Fleisch von ihrem Fleisch und sind stolz auf diesen Genossen: mit Recht, verkörpert doch Dietzgen den höchsten Typus des deutschen Arbeiters, der trotz des aufreibenden Kampfes ums tägliche Brot sich zur Mitarbeit an den höchsten geistigen Problemen aufschwingt.

3. Dazu kommt, daß die Zeiten sich geändert haben. Wenn auch keine Rede vom Sieg des Revisionismus sein kann, so ist doch der erste Zorn des aufgewachten Proletariats vorüber. Man arbeitet mit Eifer und Hingabe an dem großen Werke der Emanzipation, aber nicht mehr sinnloser Groll, sondern verständige Ueberlegung führt die Hand. Der Begriff der Revolution hat seinen blutigen Beigeschmack eingebüßt; dafür aber ist

ein neues Ideal aufgestiegen, nämlich das des gebildeten Arbeiters, der zu allen Höhen der menschlichen Kultur emporstrebt und der Bildungsschicht des Bürgertums kühn zur Seite tritt. Eine solche Verbindung von Hand- und Kopfarbeiter ist in Josef Dietzgen erschienen. Darum wird er vom neuen Geschlechte noch besser verstanden werden wie vom alten. Da nun vollends durch Veröffentlichung seiner Korrespondenz der sehr sympathische Charakter des Mannes den Arbeitern nahe gekommen ist, so darf man anehmen, daß er künftig auf ihr Denken nicht ohne Einfluß bleibt.

Mit Interesse werden wir das Wiedererwachen von Dietzgens Geist beobachten. Wenn wir auch nicht seine Wege gehen können, so sind wir doch nicht ohne Eindruck geblieben, müssen vielmehr ihm unsere Achtung zollen, denn er war ein ganzer Arbeiter.

Liebster

Hebbels Stellung zur Religion

Hebbel ein Vorläufer Nietzsches — wer hätte an die Möglichkeit dieser These noch vor zehn Jahren geglaubt? Damals war man gerade daran, das vulgäre Urteil über Hebbel einer gründlichen Revision zu unterziehen. Man entdeckte den Denker, den Philosophen und ging schließlich sogar so weit, seine Werke einfach den Kommentar zu seinen Tagebüchern zu nennen (R. M. Meyer). Und trotzdem stand man der schroffen Herbheit dieser Künstlernatur noch verständnislos gegenüber, faßte nicht seine Tragik als religiöse Ueberzeugung. Ja ich möchte sagen: man begriff nicht einmal seinen Zusammenhang mit der allgemeinen Literaturentwickelung, die diesen nie ruhenden, nie ermüdenden Grübler auf die satte Befriedigung der Spätromantik folgen ließ.

Und nun ist Hebbel auf einmal neben Nietzsche gestellt worden und zwar von einem ausgezeichneten Kenner des Zarathustra-Philosophen, von Dr. Ernst Horneffer in seiner Schrift „Hebbel und das religiöse Problem der Gegenwart". (Jena, Diederichs). Mich dünkt, sein Bild ist in dieser neuen Beleuchtung, wenn sie auch in wesentlichen Punkten negativ ausfallen muß, wesentlich klarer geworden, nicht allein nach der religiösen Seite hin, denn bei einem so einheitlich fühlenden Denker wie Hebbel ist es schlechthin unmöglich, Philosophie, Religion und Dramaturgie scharf zu trennen. Der Zentralpunkt seiner tragischen Theorie ist zugleich das ethische Prinzip des Philosophen und dieses der Lebensnerv seiner Religion.

Wenn wir mit dem Interesse des objektiven Lesers Hebbels Lebensdokumente, die Briefe und Tagebücher durchsehen, so haben wir dadurch Einsicht in eine Selbstbiographie gewonnen, wie sie großartiger in der ganzen deutschen Literaturgeschichte nicht existiert. Wir erhalten den unmittelbarsten Einblick in das innere Leben des Dichters; wir können oft geradezu das Werden und Verschwinden der Gedanken nachfühlen. Im weiten Umkreis lagern sich die Probleme; der sichtende Geist tritt im Bewußtsein seiner Herrschergewalt unter sie. Doch indem er das eine wägt, erschließt ihm der Anblick des zweiten schon einen höheren Prospekt; das erste wird bei Seite geschoben und muß dem wertvolleren Platz machen.

In dieser Weise vollzog sich Hebbels Denken. Wer es sprunghaft nennt, verkennt das Wesen der lebendigen Dichterpersönlichkeit, des tragischen Geistes, der sich nun und nimmer mit Erkenntnisschlacken zufrieden gibt. Eine neu entdeckte Gedankenschicht gibt immer nur Veranlassung, nach tieferen zu bohren, bis schließlich der Geist der „Maßlosigkeit" und damit der Vernichtung anheim fällt.

Hebbels Metaphysik ist durch und durch Persönlichkeitsreligion. Die Stellung des Individuums zur Welt, und zur Gottheit, der Alles beseelenden, Alles zeugenden und Alles wieder einsaugenden „Idee" beschäftigte ihn in Kunst und Leben. Ja indem er selbst als die Aufgabe seines Lebens die Symbolisierung seines Innern bezeichnete, „so weit es sich in bedeutenderen Momenten fixiert", setzte er beide in die denkbar innigste Beziehung zu einander. Durch den Verzicht auf positive Ethik und Moral im Sinne der christlichen Nächstenliebe schuf er sich selbst die Pflicht, die zum höchsten sittlichen Zweck proklamierte Persönlichkeit auch wirklich in den Mittelpunkt seiner Tätigkeit zu rücken.

Mit dieser hohen Schätzung der Persönlichkeit, mit diesem aristokratischen Herausheben des Einzelnen aus der mit tausend Eindrücken auf ihn einstürmenden Umwelt, mit diesem ungeheuren Selbstbewußtsein, das auf sich selbst trotzt, auf *seine* Kräfte, *seine* Talente, *seine* Stellung im Weltganzen, ist zugleich die Gottesidee in ihrer schrankenlosen Ueberweltlichkeit gegeben. In einem Brief an Elise Lensing wird dieser Dualismus scharf ausgesprochen:

> Ich beuge mich jedem Höheren und also gewiß dem Höchsten. Aber nur dadurch, daß ich ihn möglichst zu entbehren suche, kann ich mich in ein würdiges Verhältnis zu ihm setzen. Er will nicht die *Krücke* des Menschen sein, darum hat er ihm *Beine* gegeben. Fordert das Leben von mir das Unmögliche, so erdrückt es mich entweder, oder — es ist nicht das Unmögliche gewesen. In jedem Fall soll ich alles aufbieten, was an Kraft in mich gelegt ist; diese Kraft macht mich gewiß frei, ist es nicht nach *außen*, indem sie das Hindernis überwältigt, so nach *innen*, indem sie die Körperketten zerreißt.

Horneffer hat zweifellos Recht, wenn er bei dieser Stelle nachdrücklich auf Nietzsche hinweist, dessen Hauptabsicht es gewesen sei, „eine Religion der Selbsterlösung" zu begründen. Daß Hebbel hier ganz mit dem modernen Denker eins geht, erkennen wir aus den folgenden, gegen das Christentum gerichteten Sätzen:

> Das Christentum verrückt diesen Grundstein der Menschheit. Es predigt die Sünde, die Demut und die Gnade. Christliche Sünde ist ein Unding, christliche Demut die einzig mögliche menschliche Sünde, und christliche Gnade wäre eine Sünde Gottes. Dies ist um nichts zu hart. Die edelsten und ersten Männer stimmen darin überein, daß das Christentum wenig Segen und viel Unheil über die Welt gebracht hat. Aber sie suchen meistenteils den Grund in der christlichen Kirche; ich finde ihn in der christlichen Religion selbst. Das Christentum ist das Blatterngift der Menschheit. Es ist die Wurzel alles Zwiespaltes, aller Schlaffheit, der letzten Jahrhunderte vorzüglich.

Horneffer meint, „diese Sätze könnten wörtlich in Nietzsches Antichrist stehen". Das mag schon stimmen; doch eröffnet sich hier bei näherem Zusehen ein sehr tiefgehender Unterschied, eine Divergenz, die Hebbel zu einem völlig eigenartigen Denker, zu einem der rücksichtslosesten und konsequentesten Pessimisten macht.

Sie liegt in der Lehre von der „Vereinzelung", der Individuation, als Quelle der Schuld, wie wir sie am klarsten in dem „Versuch über das Drama" ausgesprochen finden. Die Schuld ist darnach mit dem Leben selbst gesetzt; gerade dadurch, daß der Mensch sich außerhalb der Gottheit stellt, auf seine eigenen Kräfte vertraut und sich herausnimmt, eine Sonderexistenz zu führen, wird er schuldig und damit selbst die Ursache seines Untergangs. Das „Maßlos"-, „Vereinzelt"-sein spricht ihm sein Todesurteil. Fragt man nun nach dem Wesen und Grunde dieser mit dem Leben selbst gesetzten Schuld, so vermag Hebbel darüber keine Auskunft zu geben. Nach seiner Ansicht deckt sich diese Frage „mit dem Weltmysterium", über das wir immer im Dunkeln tappen werden.

Es bedarf wohl nicht erst einer ausführlichen Gegenüberstellung, um zu zeigen, wie scharf und einschneidend hier der Gegensatz zu Nietzsche hervortritt. Hebbels Lehre duldet wahrhaftig keinen Uebermenschen; sie setzt dem Individuum immer und jederzeit die Schranke vor Augen; sie ruft ihm den Fluch ins Gewissen zurück, den er als „Vereinzelter" zu tragen hat und weist ihm sein sittliches Streben in der Richtung einer Entindividualisierung an. Hier ist Hebbels Denken allerdings nichts weniger als konsequent; die oben zitierte Stelle von dem zu entbehrenden Gotte steht im Wege. Doch auch ein Ausgleich fehlt nicht: er liegt in der „dualistischen Form des Seins", die überall hervortritt. Ich denke, es ist nicht der unwichtigste Beweis für Hebbels beständiges Ringen mit den Problemen, daß er für diese oberste Daseinsform den Beweis durch die Zwiespältigkeit seines eigenen Denkens erbracht hat.

Diese Zwiespältigkeit ist auch Horneffer keineswegs entgangen, nur scheint er sie meines Erachtens nicht tief genug zu fassen. Was soll man denn zu einem Satze sagen wie dem

folgenden: „Hebbel schwebt als höchster Wert das freie Individuum vor, das aus sich selbst die Gesetze nimmt.“ Hier wird doch die Wahrheit geradezu auf den Kopf gestellt, zu Gunsten der durchzuführenden Parallele mit Nietzsche. Ganz abgesehen, daß Hebbel alles rein Ethische, Moralische immer vorsichtig zurückgehalten hat: auf der Eigenmächtigkeit des Individuums, die sich nicht im sittlichen Handeln, sondern in der Individuation äußert, basiert ja gerade die tragische Schuld. Wie kann er die also als höchsten Wert einschätzen?

Es wird gut sein, sich wieder einmal deutlich klar zu machen, daß Hebbel kein Systematiker war und keiner sein wollte; kein hübsch etikettier- und rubrizierbarer Fakultätsmensch, dem man im Notfall mit „Hilfskonstruktionen“ unter die Arme greifen kann, wie es z. B. Arno Scheunert in seinem (im Einzelnen übrigens recht lehrreichen und schätzbaren) Buche: „Der Pantragismus als System der Weltanschauung und Aesthetik Friedrich Hebbels“ (Hamburg 1903) versuchte; am wenigsten auch bei seiner Stellung zu den religiösen Problemen. Eine so umfassende, reiche Persönlichkeit erlebte den Kampf erst lange in der eigenen Brust, bis sich schließlich ein Gedanke dominierend herauslöste. Ein Menschenleben lang tobte dieser Kampf; da ist es natürlich leicht, aus verschiedenen Phasen ganz entgegengesetzte Gedanken gegen einander ins Feld zu führen.

Denjenigen, die in Hebbel immer in erster Linie den Dichter sehen wollen, sollte die gänzliche Ausschaltung des **Gemüts** bei seiner Religionstheorie zu denken geben. „Gemüt ist der Brei, den anständige Leute jetzt allein essen“, schreibt er schon in ganz jungen Jahren. Für die, denen die Religion ein „Sich-schlafenlegen“ bedeutet, d. h. schließlich für alle naiv-unphilosophischen Köpfe ist das harte Wort gemünzt:

Religion ist das Produkt höchster menschlicher Ohnmacht und größter menschlicher Eitelkeit, beide miteinander multipliziert.

Und dennoch! Auch dieser spröde Geist erlebte manchmal Stunden, wo ihm die frommgläubige Einfalt als helles Gegenbild zu seinem selbstquälerischen Grübeln entgegentrat. Da wünschte er sich dann in das Mittelalter zurück, das dem Schwachen so viele Stützen und Anhaltspunkte bot. „Freilich lauter Irrtum . . . Aber der Irrtum hat Colorit und Gestalt und schlingt sich heiter und lustig durch den Reigen des Lebens; die Wahrheit ist unsichtbar wie ein Gott und unheimlich wie ein Gespenst. Wär man doch damals geboren!“ Der Antike dagegen kann er in richtiger Selbsterkenntnis nicht viel abgewinnen; er glaubt nicht, daß so viel Frisches, Helles, Fertiges ihn glücklich gemacht hätte. Die chaotische Fülle seines Innern verträgt nicht den apollinischen Bildner. Sie muß fort und fort neue Gedanken, neue Probleme, neue Qualen erzeugen, um sie schließlich wieder zurückzuschlingen. So vollzieht sich die höhere Weltordnung und so vollzieht sich auch das Denken; wie die Welt „die Wunde Gottes“ genannt wird, so ist auch der Gedanke an sich eine schuldbare Vereinzelung, die durch das Aufgehen in einem höheren schließlich gebüßt werden muß.

Diese unerbittliche stahlharte Tragik ists, die Hebbel für so viele zum abstoßenden Schreckbild macht. „Kraft gegen Kraft, in Gott ist der Ausgleich.“ In seinen Dramen sehen wir diesen Kampf in allen Formen und Phasen: in der „Judith“ den Zusammenprall der Geschlechter in zwei mächtigen Persönlichkeiten, in der „Genoveva“ den Kampf der Unschuld gegen ihre Bedrücker, in „Maria Magdalena“ den Kampf des Invidiums mit der Gesellschaft, in „Agnes Bernauer“ mit der Staatsidee, in den „Nibelungen“ und „Herodes und Mariamne“ den Kampf des Heiden um das Recht ungebändigten Wollens gegen die eindringende christliche Welt. „Im Namen dessen, der am Kreuz erblich“ ergreift Dietrich von Bern das Szepter, und im „Diamant“ spricht der gute Doktor Pfeffer: „Ihr wißt doch, wer Jupiter ist? Ich wills euch sagen, damit ihr nicht das alte Adreßbuch nachschlagt, das sich aus der Stadt zu euch verirrt hat. Er ist ein abgedankter Gott.“

„Gott ist tot“; wir hören die Stimme Zarathustras. Aber wir vernehmen bei Hebbel doch von einem „neuen Gott“, der erstanden sei, weil die Menschheit ein „Ufer“ brauche, um den Strom des Lebens dahinwälzen zu können. Die Hoffnung des Daseins liegt in dem „Wesen und Streben, am Ende der Bahn von dem Auge eines Verwandten, womöglich Größeren zusammengefaßt“ zu werden. Die Welt „die Wunde Gottes“ kehrt zur „Idee“ zurück, von der sie sich im Anfang losriß.

Bernhard Ihringer

Literaturbriefe

24. Carpenters „Wenn die Menschen reif zur Liebe werden“

Carpenters „Wenn die Menschen reif zur Liebe werden“, das ich mir kommen ließ, um mit dem Autor der „Schöpfung als Kunstwerk“ noch eine Weile zusammenzusein, ist zweifellos unbedeutender als jenes Buch.*) Daß es ihm gelungen ist, sich in nicht weniger als dreißig Auflagen bei uns durchzusetzen, spricht gewiß nicht dagegen.**) Es erklärt sich dieser Erfolg nicht zum geringsten Teil natürlich auch aus dem Thema, für das unsere Zeit besonders hellhörig ist, und zwar nicht aus frivolen Gründen.

Es ist immerhin auch dies Buch eine schöne und sehr ernste Auseinandersetzung, — das muß bei ihm besonders betont werden, weil der Verleger es durch das sehr schlechte Papier und den häßlichen (und liederlichen) Druck für den unbefangenen ersten Eindruck fast gewaltsam verdächtigt.

Ueber das Problem der Geschlechtlichkeit und der Ehe schreibt man unter uns nicht leicht aus eigenem Antrieb, — es wird einem trotzdem immerfort vom Leben gestellt. Auch vom Leben der Frommen!

Oder ist es nicht ein melancholisches Problem, wie es zugehen kann, daß unsere Frommen in der ethischen Wertung hier so unbedingt hilflos fehlgreifen? Innerhalb einer so stark betonten „reinen Gesinnungsreligion“, wie es das Christentum sein will, sollte doch die wahrhaftig nicht übermäßige Leistung geschlechtlicher Korrektheit nicht die Rolle spielen können, die sie spielt. Menschen von gänzlich gemeiner Grundgesinnung, wenn sie nur diese Leistung fertig bringen und im übrigen nicht gerade Verbrecher sind, begründen darauf den Anspruch, eine höhere Sittlichkeit zu vertreten und im Namen einer solchen über Lang und Kurz zu richten. Was für ein öder, das heißt rein äußerlicher Moralismus droht von diesem Gebiet aus alle sittlichen Werte abzuplatten und immer wieder den reinsten und echtesten Pharisäismus als die allein wirklich ernste Gesinnung an die Stelle einer religiösen Auffassung des Lebens zu setzen.

Daß eine formell einwandfreie Ehe unendlich viel unsittlicher sein **kann** als selbst ein lockeres Leben, das ist ein Satz, der für eine „Gesinnungsreligion“ zwar völlig selbstverständlich sein sollte, aber trotzdem wie ein Ton aus einer anderen Welt berührt. Ist das nicht ein Zeichen von religiöser Heruntergekommenheit — immer an dem Anspruch auf reine Gesinnungsreligion gemessen? Oder steht die Geschichte von der großen Sünderin nicht mehr zu Recht im Evangelium?

Ist es nicht im Grunde mehr ein Zeichen für sittliche Oberflächlichkeit als für irgend eine sittliche Strenge, daß es uns so schwer, ja fast unmöglich wird, die Ehe als Problem zu denken? Zu verstehen, daß sie eine Form ist, deren Wert vor Gott ganz allein in dem Inhalt ruht, den unser Leben ihr gibt?

Wir werden es uns nicht nehmen lassen, die höchste und edelste Form des Geschlechtslebens da zu sehen, wo es nichts als die physische Grundlage für ein wirkliches Einswerden zweier „Seelen“, zweier Lebensinhalte, zweier Lebenswillen ist. Dies ist gewiß der schlechthin höchste Wert, den es auf diesem Gebiete gibt, und einer der höchsten Lebenswerte überhaupt.

Die Mehrzahl der Ehen aber (um so wenig als möglich zu sagen) fügt der Wille dritter Personen, vielleicht gar von ganz untersittlichen Gesichtspunkten geleitet. Und wo das nicht der Fall ist, — gehört denn die Selbsttäuschung jugendlicher Unerfahrenheit, die (im kritischsten Alter) eine flüchtige Erregung rein körperlicher Natur mit Tieferem verwechselt, nicht ganz gewiß zum Vergebungswürdigsten, das eine Religion der Sündenvergebung vergeben lernen kann? Wo nun solche Faktoren die

*) Vgl. den 21. Literaturbrief in Nr. 30. D H

*) Uebersetzt von Karl Federn. Leipzig, H. Seemann Nachf. 322 S. 3 Mk.

Ehe fügten, wo dann jeder neue Tag solcher Ehe eine neue Bitterkeit, ein neues Herunterkommen, eine neue Seelenzerfleischung bedeutet, — da sollte diese so zu stande gekommene Form sittlich wertvoller sein, als der Mut, durch alles Gekläffe der „guten Gesellschaft“ und durch alle für einen Einzelnen schier unüberwindlichen Hindernisse und Schrecknisse hindurchzubrechen, welche die besagte „gute Gesellschaft“ ihm aufzuerlegen lauert, um ungebeugt den Weg zu derjenigen Reinheit zu suchen, die zu verbürgen jene Formen eigentlich geschaffen sind?

Und wenn man sagt: es sei immerhin ein Schwur geleistet worden, den zu brechen auf jeden Fall das Schlimmste sei von allem, das in Betracht komme, — woher nahm Luther das Recht, seinen Klosterschwur nicht nur selbst zu brechen, sondern einen solchen Bruch sogar als ein gottgefälliges Werk weiter zu empfehlen? Gelten die eigentlich heroischen Gewissensentscheidungen erst, wenn sie vierhundert Jahre alt sind?

Es wird hiermit nicht gegen die Idee einer institutionellen Bindung der Ehe überhaupt angekämpft, sondern gegen das sittliche Fehlurteil, das den Bruch eines Schwures dieser Art für schlimmer hält als die schreckliche Prostitution, die eine so sich entwickelnde Ehe in Wahrheit darstellt, und aus der dieser Bruch hinausführen soll.

Es ist aber zuzugeben, daß hier sofort ein anderes sehr ernstes Problem aufsteht: Wenn Luther den Klosterschwur für ungültig hielt, so zog er daraus die Konsequenz, die Auferlegung eines solchen Schwures für gotteslästerlich zu erklären. Es erhebt sich die Frage, ob wir, in dieser Richtung weitergehend, nicht auch die in der Kirche Luthers noch stehen gebliebenen oder wieder eingeführten zukunftbindenden Eide beim Namen Gottes für gotteslästerlich zu erklären verpflichtet sind, vor allem also den Ehe-Schwur und den bei der Konfirmation geleisteten. Ich würde es für feig halten, zu verschweigen, daß ich persönlich eine solche Verpflichtung anerkenne. Immerhin gibt es einen anderen Weg der Lösung für dies Problem, der alles in allem der näherliegende sein möchte.

Es sind ja die namhaft gemachten Eide durchaus nicht die einzigen dieser Art. Vielmehr ist unser ganzes öffentliches Leben von zukunftbindenden Eiden durchsetzt, man denke nur an alle die Amtseide. Fast alle Eide dieser Spezies, ganz besonders aber die kirchlichen sind in ihrem Wortlaut so wenig sachlich gehalten, daß kein Mensch sie im Ernst als Eide im strengen Sinn betrachtet. Im ernstesten Fall wird er sie als Verpflichtungen ansehen, die beschworenen Dinge als ernste Gewissensangelegenheiten zu behandeln. In anderen Fällen, Abgeordneteneiden zum Beispiel, wird er vielleicht noch anders darüber denken. Kurzum, diese Art Eide werden ganz allgemein als Formen genommen, die nicht viel mehr als den ernsten Charakter der Dinge bezeichnen oder sichern wollen, welche in ihnen beschworen werden.

Was es freilich für die Einschätzung der Kirchen bedeutet, daß sie diesem horrenden Mißbrauch des göttlichen Namens — man denke nur an die von offenen Atheisten erzwungenen Eide! — duldet, ohne auch nur zu murren, das ist eine andere Frage, die uns hier — Gott sei Dank! — nichts angeht.

Die bis hierher verhandelten Gedanken sind nun nicht gerade Gedanken des Carpenterschen Buches. Es sind aber Probleme, die für uns vor den Problemen Carpenters stehen.

Um die letzteren, oder vielmehr die hauptsächlichsten und für uns interessantesten von ihnen zu charakterisieren, lassen wir außer Acht, daß dieser englisch-amerikanische Sozialist zugleich eine Bekehrungsschrift hat schreiben wollen. Gerade diese Seite des Buchs ist flüchtig behandelt, auch nicht ohne einige Künstlichkeit mit den Hauptfragen verbunden.

Die Hauptfragen aber sind für uns diese:

Wenn die Einehe in jenem erfüllten Sinn eines wirklichen inneren Einswerdens die höchste Form des Geschlechtslebens ist, setzt sie dann nicht als solche die unbedingte Freiheit der Entschlüsse bei beiden Teilen voraus, statt einer ganz äußerlichen institutionellen Bindung, die ja das Bewußtsein der Freiwilligkeit garnicht erst aufkommen läßt?

Andrerseits läßt sich nicht leugnen, daß ein gewisser Zwang einen großen erziehlichen Wert haben kann. Zwei Menschen, welche vielleicht im höchsten Grade für einander geschaffen sind, sind leicht versucht, in den vorübergehenden Reibungen, die nicht ausbleiben können, wo zwei Willen, und zumal zwei starke und wertvolle Willen, eins werden wollen, zu früh die Aufgabe hinzuwerfen, in deren Erfüllung ihr Lebensglück verborgen sein könnte. Wo sollten die tiefen gemeinsamen Erfahrungen, die gegenseitigen Hilfen und Vergebungen herkommen, wo das Vertrauen darauf, dessen Freudigkeit doch erst den Wert solcher Ehe ausmacht? Dies sind schwierige Probleme, und Carpenter hat sie nicht gelöst; aber er diskutiert sie in ernster Weise durch, das hat auch seinen Wert. Denn am Ende sind sie überhaupt nur persönlich lösbar.

Im Uebrigen bespricht er besonders das Problem der Frauenemanzipation, und zwar in höchst besonnener Weise, indem er ein Hauptgewicht darauf legt, um wie hohe Güter durch die Versklavung des Weibes der Mann nicht nur das Weib, sondern vor allem sich selbst gebracht hat.

Im Allgemeinen ist der Standpunkt des Buches der, daß allgemeinste Freiheit sein solle, damit edlere Formen des Verhältnisses zwischen Mann und Weib sich entwickeln können, worunter, wie schon gesagt, die wirkliche, innerlich wahrhafte Einehe ihm am höchsten steht. Doch verteidigt er zum Beispiel auch die absolute Askese als ein für manche Naturen oder Gesinnungen hohes und wertvolles Ideal.

Es sind viele psychologisch feine Erörterungen in dem Buch, und ein warmer, edler Ton, der sich sichtlich vor allen Uebertreibungen zu hüten und alle Ungerechtigkeiten zu vermeiden sucht, ist noch besonders erfreulich.

Einige Stücke, z. B. das sehr konstruiert berührende und wenig begründete über „Frühe Gestirn- und Geschlechtsriten“ hätte ich im Interesse des Werts des Buches gern vermißt. Man wird aber überhaupt bemerkt haben, daß es sich nicht um eine Schrift handelt, die fertige Erkenntnisse mitteilt, sondern die zur Durchdenkung lastender Probleme mit Energie anregt und anleitet. Artur Bonus

---

Verschiedenes

Darf die Religion Privatsache bleiben? Vier Vorträge, gehalten von Pfarrer W. Veit, Pfarrer D. E. Foerster, Oberlehrer H. Schuster, Senior Prof. D. W. Bornemann. Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg 1909. 111 S. 1,60 Mk.

Ein liebenswürdig-ernstes Quartett, das diese vier Frankfurter Theologen bilden! Wie sie sich im Winter 1907/8 zusammengetan hatten, um ihren Frankfurter Freunden mündlich und einem größeren Kreise schriftlich unter den Titel „Die religiösen Ideale der modernen Theologie“ (auch im Verlag von Moritz Diesterweg erschienen) vier prächtige Vorträge zu bieten, so haben sie sich im Winter 1908/9 für einen Zyklus von Vorträgen vereinigt, die sie unter den Titel „Darf die Religion Privatsache bleiben?“ der weiteren Oeffentlichkeit übergeben.

Die Frage ist zeitgemäß. Das Schlagwort „Religion ist Privatsache“ wird längst nicht mehr nur von einigen Erhabenen innerhalb der Sozialdemokratie geflüstert, es wird auch nicht mehr nur von einigen alle religöse Gemeinschaft „vornehm“ verachtenden Literaten bis zum Ueberdruß wiederholt, — Herr Adolf Hoffmann, Herr Adolf Stern und andere Agitatoren haben es Scharen von Arbeitern so lange zugerufen, bis diese Scharen betäubt waren und die Phrase glaubten. — Nun ist das Buch der vier Frankfurter Theologen ja in keiner Weise an Hörer von Hoffmann und Stern gerichtet — dazu muß man über ein anderes Organ verfügen —, aber es ist ein Büchlein, wie aus Selbstbesinnung geboren und zu der Selbstbesinnung treibend, in der man sich etwas beschämt und sehr erleichtert an den Kopf schlägt und sagt: Wie konntest du jener Phrase auch nur ein wenig Sinn und Vernunft zutrauen!

Der Raum verbietet ein Eingehen auf die einzelnen Vorträge und darum auch eine Auseinandersetzung mit Einzelheiten. Und ich trauere in diesem Fall auch nicht über den Raummangel. Denn einmal hat mir das Büchlein im ganzen und jeder Vortrag im einzelnen so herzlich wohlgetan, daß ich mir das Aussprechen kleiner Bedenken gern selber verbiete. Und sodann hoffe ich, das Heftchen bald im Besitz vieler Freunde der Christlichen Welt zu wissen, die ja zum Glück selbst lesen und urteilen können.

Nur den ganz starken Wunsch möchte ich immer wieder ausgesprochen wissen: Möchten sich doch recht viele Quartette wie das Frankfurter zu ebenso ernster, tüchtiger Arbeit zusammenfinden!

Die vier Vorträge des Heftchens tragen die Titel: 1. Religion und Wissenschaft (Veit); 2. Christentum und Politik (Foerster); 3. Religion und Erziehung (Schuster); 4. Die Propaganda der Religion (Bornemann). Johannes Haecker

Michelangelo. Neun Szenen aus Gobineaus „Renaissance“ nach Ludwig Schemanns Verdeutschung als Festspiel für eine vereinfachte Bühne eingerichtet von Ferdinand Gregori. Teubner 1909. [Gratisgabe an die Mitglieder des Gobineauvereins. Adresse Professor Schemann, Freiburg i. B.]

Gobineaus Renaissance dürfte den Lesern der Christlichen Welt nicht unbekannt sein: kein Werk, auch nicht das Burckhardts, führt uns jene klassische Zeit so lebendig vor Augen. Diese Auswahl der Michelangelo-Szenen soll uns darum vor allem ein Anlaß sein, weitere Kreise von neuem auf unsere Gobineaugemeinde aufmerksam zu machen. Der Gobineauverein, das Lebenswerk seines verehrten Vorsitzenden, der in unermüdlicher Arbeit die bei Lebzeiten des Grafen verkannten Werke nicht nur uns, sondern dem eigenen französischen Volke erhalten und zur Anerkennung gebracht hat, ist eine Kulturtat, und dürfte um so sympathischer erscheinen, als dieses Kulturwerk getragen wird von Männern und Frauen aller Stände und eminent irenisch ist als eine der wenigen Gemeinschaftsbildungen zwischen Katholiken und Evangelischen. Möchte die vorliegende, in Wirklichkeit bühnengerechte Ueberarbeitung den zagen Mut unserer Literaturvereine zu Inszenierungen stärkend anreizen. Der törichte Schimpf des Dilettantismus hat schon die Pflege der Hausmusik schwer geschädigt, fast völlig erdrückt aber das dramatische Spiel, auch großer Vereine. Die Michelangeloszenen erfordern wenig Aufwand an Mitteln, doch umso mehr Stilgefühl.

Hans Behrendt

Kleine Mitteilungen. Nr. 25, 26 und 30 (Nord-Schleswig) sind vergriffen. Die Hamburger Nachrichten bestreiten, daß jene nordschleswigschen Artikel in ihren Spalten „Schmutzartikel“ genannt worden seien. Vor uns liegt der Ausschnitt, der jene Bezeichnung enthält, mit dem Vermerk „Hamburger Nachrichten“ von der Hand des Vermittlungsbureaus, das ihn uns zugeschickt hat. Es muß also wohl ein Versehen dieses Büreaus vorliegen. Sp. 834 Z. 15 v. u. lies: Deutscher Verein für das nördliche Schleswig. Z. 12 v. u.: Nordschleswiger. Die Mitglieder des Gesamtvereins, also über die Linie von Flensburg südwärts hinaus, wird auf 11000 angegeben. Nr. 26 Sp. 607 schrieben wir: 10154. So, nun wird alles klar sein. Eine Blüte nur aus der Zeitungspolemik, die wir jetzt zu genießen bekommen. „In der »Welt des christlichen Hasses« wie die »Christliche Welt« sich besser nennen sollte“ — so beginnt die Deutsche Zeitung (Friedrich Lange) ihren jüngsten Schriftsatz zu dieser Sache, und druckt unsern neuen Titel auch noch fett. Man ist doch starr über diesen Mangel an Fähigkeit zu verstehen. Hoffentlich ist das der Rekord. Wichtiger ist, daß nordschleswigsche Geistliche eine Erklärung vorbereiten, die bereits durch die Tagespresse ging und einen schönen Erfolg unsrer Artikel bedeutet: „In dem heißen Kampfe, der in den letzten Wochen in Folge der Artikel in der Christlichen Welt über die Zustände in Nordschleswig entbrannt ist, hat man keinem Stande so viele Vorwürfe gemacht, wie uns Geistlichen der Landeskirche. Auf der einen Seite beschuldigt man uns, daß wir allen organisierten Bestrebungen zur Förderung des Deutschtums in der Nordmark notorisch unsere Unterstützung versagen. Andererseits wirft man uns vor, daß wir unsere dänischredenden Gemeindeglieder im Stich gelassen haben in ihrem berechtigten Kampf zu Bewahrung ihrer Sprache und derjenigen Kulturgüter, welche für Kirche, Schule und Volksleben von höchstem Wert sind. Demgegenüber fühlen wir uns gedrungen, folgende Erklärung abzugeben: 1. Wir glauben, daß ein Nordschleswigscher Geistlicher das größte Interesse daran haben muß, das, worin seine eigentliche Aufgabe besteht: an jede Seele heranzutreten mit dem Evangelium, unverworren zu halten mit den in einem Grenzgebiet unvermeidlichen nationalen Kämpfen. 2. Wir respektieren jede ehrliche nationale Ueberzeugung und mißbilligen nicht ihre Betätigung auf allen gesetzlich erlaubten Wegen. Das Christentum, das wir vertreten, hat zu allen Zeiten geradezu seine Kraft darin bewährt, daß es, ohne bestehende Unterschiede zu verwischen, ihnen das Trennende nahm und dadurch ein friedliches Zusammenarbeiten ermöglichte. Diese Kraft trauen wir auch dem Christentum zu unter den heillosen nationalen und politischen Wirren in Nordschleswig. 3. Wir nehmen auch für jeden Einzelnen unter uns das Recht in Anspruch, an deutschnationalen Bestrebungen sich aktiv zu beteiligen. Wenn wir dies bisher in geringem Maße getan haben, so hat das darin seinen Grund, daß dieselben von einem Verein vertreten werden, der einseitig politisch arbeitet und darum in dem Kulturkampf, um den es sich hier im letzten Grunde handelt, keine Erfolge erzielen konnte, sondern sich als völlig ohnmächtig erweisen mußte. Einen Zusammenschluß zu positiver deutscher Kulturarbeit würden wir von unserm Standpunkt aus begrüßen. 4. Wir erkennen das Recht der dänisch gesinnten Bevölkerung an, ihr Volkstum zu pflegen und auf ihre Nachkommen zu vererben, und vermögen darin keine Staatsgefahr zu erblicken, ebensowenig als wir verkennen, daß ein gesundes Volkstum für die Förderung gesunden christlichen Lebens von größter Bedeutung ist. Darum haben wir auch bisher gerne Gelegenheit genommen, für das Recht der dänischen Sprache einzutreten, und werden dies auch ferner tun. 5. Um mehr als bisher geschlossen als Stand zu den spezifisch Nordschleswigschen Angelegenheiten Stellung nehmen zu können, stellen wir den Antrag, heute einen Nordschleswigschen Pastorenverein zu gründen. Derselbe wird suchen, eine Verständigung unter seinen eigenen Mitgliedern herbeizuführen, aufklärend in der Presse zu wirken und in gegebener Veranlassung sich an staatliche und kirchliche Aufsichtsbehörden zu wenden.“

Im Herbst dieses Jahres wird in Potsdam ein Muhammedanisches Seminar eröffnet werden, das dem Studium des Islam und der muhammedanischen Theologie dienen soll. Die Vorlesungen für das Wintersemester 1909/10 umfassen: Unterricht im Arabischen, Persischen, Türkischen und seinen Dialekten, Auslegung des Koran, Muhammedanische Theologie, Derwischorden und sufitische Philosophie, Islam der Gegenwart, Ethnographie und Politik der islamischen Völker, Neues und Altes Testament im Verhältnis zum Islam, die orientalischen Kirchen und der Islam, der Islam und der alte Orient. Als Lehrkräfte des Seminars sind bis jetzt gewonnen: Pastor Awetaranian, Scheich Achmed Keschaf, Müderris Neßimi Efendi, Pastor Fleischmann, Pastor Klein, Dr. Lepsius, Frl. Mierendorff, Lic. Dr. Rohrbach und Dr. Wegener. Für die muhammedanischen Wissenschaften stehen dem Seminar drei gelehrte Mollahs zur Verfügung, die den Gottesdienst und die Theologie des Islam als muhammedanische Geistliche und theologische Lehrer in ihrer türkischen Heimat von Grund aus kennen gelernt haben. Neben dem Sprachunterricht und dem geschichtlichen Studium des Islam soll vor allem der Gottesdienst und die Lehre des gegenwärtigen Islam in seinen Konfessionen, Orden und Sekten erforscht werden. Den Aufgaben des Seminars dienen auch die beiden von Pastor Awetaranian begründeten Zeitschriften, die in türkischer Sprache herausgegeben werden: die Wochenschrift „Güneschʼ“ (Sonne) und die theologische Zeitschrift „Schahid ül Hagaiq“ (Zeuge der Wahrheit).

R

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. D. Rade in Maburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Halle a. S. (Vereinigung Halle-Stadt.) Freitag 3. September abends 8 Uhr im Evangelischen Vereinshaus: Das Apostolische Glaubensbekenntnis.

Halle a. S. Mittwoch 15. September 3 Uhr im Evangelischen Vereinshause (Kronprinz): Wie muß vom evangelischen Standpunkt aus die Konfirmation gestaltet werden?

Nordhausen. Mittwoch 15 September 1/2 5 Uhr in der **Hoffnung**: Was ist uns die Taufe, religionsgeschichtlich betrachtet?

Versammlungskalender

13.—16. September Deutscher Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke Nürnberg
21.—23. „ Deutscher Protestantentag Bremen
24.—27. „ Evangelischer Bund Mannheim
27.—30. „ Gustav Adolf-Verein Bielefeld
28.—30. „ Freunde der Christlichen Welt Eisenach
4.— 7. Oktober Kongreß für Innere Mission Stuttgart
5.— 8. „ Theologischer Ferienkursus Malente-Gremsmühlen (Holstein)
11. 12. „ Deutscher Evangelischer Kirchengesangverein Dessau

Preußische Kirchenzeitung
Verlag von Arthur Glaue
Berlin

Nr. 35. Lebendige Synodalgemeinden — Die Bedeutung Calvins. (Fortsetzung) — Aus Preußen: Die kommende Generalsynode. II; Verband evangelischer Kirchenmusiker Preußens — Mancherlei

Hauslehrer

Gesucht für einen schwach befähigten Jüngling, der eine landwirtschaftliche Schule besucht, ein Mentor, der ihm Berater und Freund sein will. Hauptbedingung zuverlässiger, treuer Charakter bei freundlichem Wesen, **bevorzugt Cand. theol.**

Gefällige Offerten erbeten unter S H an den Verlag.

Theologe, der seine Examina erledigt hat, sucht Stellung als **Vikar** oder **Hauslehrer** in Berlin oder Paris.

Offerten unter R an den Verlag.

Für meine 8 und 9 jährigen Jungens suche ich zum 1. Oktober a. c. einen **seminaristisch** resp. akademisch gebildeten **Hauslehrer.**

A. Holtz, Wintershof b. Kellenhusen, Lüb.-Bucht

Suche zum 1. Oktober für ein einjähriges Kind eine saubere durchaus zuverlässige kinderliebe **Helferin** oder einfaches **Kinderfräulein**, welche die Kinderwäsche besorgt und etwas schneidern kann. Zeugnisabschriften und Gehaltsansprüche sind einzusenden an

Frau Helene Handt, Rittergut **Oberfarnstedt** b. Querfurt, Prov. Sachsen.

Verlag von Eugen Strien in Halle (Saale)

Im Vorhof

Ein Jahrgang alttestamentlicher Predigten

über die

von der Eisenacher Konferenz deutscher evangelischer Kirchenregierungen festgestellten Perikopen

von

Ad. Poßner

Pastor

XVI und 448 Seiten

Brosch. 5,— M; geb. 6,— M

Venedig Christl. Hospiz Campo S. Angelo Pension 5—6 Lire.

Besetzung einer Pfarrstelle

An der Ringkirche zu **Wiesbaden** ist die zweite Pfarrstelle frei geworden und durch Wahl der Gemeindeorgane zu besetzen.

Diensteinkommen Mk. 3600, Alterszulage je nach Dienstalter, freie Dienstwohnung.

Meldungen sind bis spätestens 10. September d. J. an Dekan Bickel, Wiesbaden, einzureichen.

Der Kirchenvorstand

61. Hauptversammlung des Evangelischen Vereins der Gustav Adolf-Stiftung

vom 27. bis 30. September 1909 in Bielefeld

Montag, den 27. September. Nachmittags 4 Beratung des Zentralvorstandes im Hotel Geist — Abends 8 Zwangloses Beisammensein im Neuen Evangelischen Vereinshause.

Dienstag, den 28. September. Vormittags 9 Fortsetzung der Beratung des Zentralvorstandes im Hotel Geist — Zugleich Vormittags 9 Jahresversammlung des Westfälischen Hauptvereins der Gustav Adolf-Stiftung im Altstädter Gemeindehause — Gleichzeitig Besichtigung der Hauptsehenswürdigkeiten der Stadt und der Anstalt Bethel. Treffort Restaurant Modersohn — Nachmittags 1/2 4 Erste nichtöffentliche Versammlung der Abgeordneten in der Reformierten Kirche — 6 Uhr Abendgottesdienste. Altstädter Kirche: Prediger Superintendentialvikar Stadtpfarrer D. Herfurth-Kronstadt (Siebenbürgen); Pauluskirche: Prediger Hofprediger Dr. Hoffmann-Stuttgart; Martinikirche: Prediger Pfarrer Brand-Linz am Rhein. — 8 Uhr Oeffentliche volkstümliche Festversammlung auf dem Johannisberg: Begrüßung; Erwiderung durch den Vorsitzenden des Zentralvorstandes, Superintendent DDr. Hartung-Leipzig; Ansprachen von Diasporageistlichen.

Mittwoch, den 29. September. Vormittags 8 Kindergottesdienste in der Neustädter Kirche (Pastor Zauleck-Bremen) und in der Johanniskirche (Superintendent D. Nelle-Hamm) — 10 Uhr Festgottesdienste, Altstädter Kirche: Prediger Generalsuperintendent D. Haupt-Breslau; Neustädter Kirche: Prediger Geheimer Kirchenrat Professor D. Ihmels-Leipzig — 12 Uhr Zweite nichtöffentliche Versammlung der Abgeordneten in der Reformierten Kirche — Nachmittags 4 Erste öffentliche Hauptfestversammlung auf dem Johannisberg: Eröffnungsansprache des Vorsitzenden; Jahresbericht des Zentralvorstandes durch Generalsekretär Pastor Braunschweig-Leipzig; Ueberreichung von Gaben; Ansprachen — 8 Uhr Oeffentliche volkstümliche Versammlungen. Im Neuen Evangelischen Verei[illegible]shause: Leiter Geh. Kirchenrat Professor D. Rietschel-Leipzig. In der T[illegible]halle Brinkhoff: Leiter Konsistorialrat Professor D. Rendtorff-Ki[illegible] Ansprachen von Diasporageistlichen.

Donner[illegible] den 30. September. Vormittags 9 Zweite öffentliche Hauptfest[illegible]mlung im Neuen Evangelischen Vereinshause: Besprechung des J[illegible]sberichtes des Zentralvorstandes; Bericht über die Zentralkassenre[illegible]; Vortrag des Oberkonsistorialrats DDr. Dibelius-Dresden „Zehn Jahre evangelischer Bewegung in Oesterreich“; Bericht des Superintendenten Karmann-Schwetz a. W. über die für das gemeinsame Liebeswerk vorgeschlagenen drei Gemeinden: Friedek in Oesterreich-Schlesien, Pollchen in Pommern und Schwanheim in Hessen-Nassau; Abstimmung; Ansprachen.

Für **Freitag, den 1. Oktober,** ist ein Ausflug nach dem Hermannsdenkmal geplant.

Anmeldebureau vom 27. Vormittags 10 Uhr an im Neuen Evangelischen Vereinshause. Wohnung halber wende man sich bis 18. September an Pastor Mund in Bielefeld.

Leipzig und Bielefeld, August 1909.

Der Zentralvorstand Der Festausschuß

XXIV. Deutscher Protestantentag

zu Bremen 21. bis 24. September 1909

Dienstag, den 21. September. 9 Uhr Sitzung des ständigen Ausschusses — 3 Uhr Dritte Sektion: „Kann Religion durch Kunst ersetzt werden?“ (Pastor K. König, Bremen-Horn) — 6 Uhr Festgottesdienst in der St. Petri-Domkirche. (Prediger Pfarrer J. Heyn, Greifswald) — 8 Uhr Volksabend im Kasino.

Mittwoch, den 22. September. 10 Uhr Generalversammlung: a) Geschlossener Teil, nur für Mitglieder; b) 10 1/2 Uhr Oeffentlicher Teil: Begrüßungen; Bericht des Präsidenten; „Was können wir tun gegenüber der Loslösung unseres Volkes von der Kirche?“ (Pfarrer A. Fischer, Berlin) — 7 1/2 Uhr Erste Hauptversammlung: „Religiöser und politischer Liberalismus“ (D. Fr. Naumann, M. d. R., Berlin).

Donnerstag, den 23. September. 10 Uhr Zweite Hauptversammlung. „Christliche und „moderne“ Ethik“ (Pfarrer Lic. Traub, Dortmund) — 3 Uhr Zweite Sektion: „Die Notwendigkeit moderner evangelischer Jugendpflege in unserer Zeit“ (Pfarrer Lic. Dr. Hollmann, Charlottenburg).

Freitag, den 24. September. Dampfer-Ausflug nach Rechtenfleth zu Allmers' Haus und Grab — Schluß-Feier in Vegesack.

Allen Referaten folgt öffentliche Aussprache. Die Versammlungen finden in den Räumen des Künstler-Vereins, Domsheide, statt. Anmeldungen der auswärtigen Teilnehmer bis spätestens 12. September an Pastor Homann, Bremen, Parkallee 139, der auch Auskunft über Privat- und Hotelwohnungen erteilt. Empfangsbureau vom 20. September an im Hotel du Nord.

Der Vorstand des Deutschen Protestantenvereins
Der Vorstand und Ausschuss des Bremischen Protestantenvereins

Land-Erziehungs-Institut „Heimgarten“
Jugenheim a. d. Bergstraße

Ersatz des Elternhauses für Mädchen, vom zartesten Alter an. Staatlich konzessionierte Privatschule. Beschränkte Anzahl Zöglinge. **Individuelle Erziehung und Pflege.** Pensionspreis von 500—900 Mk. Vorsteherinnen **Elisabet Griecke, Käte Bombon.**
Vorzügliche Referenzen.

So wie die Palme
das auf der Erde wandelnde Tierreich überragt, so überragt das aus ihrer Frucht gewonnene Pflanzenfett Palmin alle tierische Fette durch seine Reinheit und Güte.
Palmin eignet sich gleich vorzüglich zum Kochen, Braten und Backen.

Junger Geistlicher sucht für seine Schwester, Lehrerstochter, **gebildetes Fräulein,** 27 Jahre alt, erfahren in Küche, Krankenpflege und selbständiger Führung des Haushaltes, kinderliebend, bis 1. Oktober oder später eine Stellung als **Stütze der Hausfrau,** am liebsten in einer Pfarrfamilie, oder als **Gesellschafterin** zu einzelner Dame. — Angebote unter **V H** an den Verlag.

Godesberg a. Rhein
Töchterpensionat Lohmann
Coblenzerstraße 1. Gründliche Ausbildung in Wissenschaften, besonders Sprachen; Anleitung im Haushalt nach Reformgrundsätzen: Ausbildung zum Beruf der Frau. Herzliches Familienleben, gute Körperpflege (eigne Turnhalle und Tennisplatz). Näheres durch Prospekte.

Stellung
mit hohem Einkommen erhalten junge Leute jeden Standes durch Berufswechsel. Kurze Vorbildung gegen mäßiges Honorar. Viele Dankschreiben. Prospekte versendet die **Allg. Deutsche Kellnerschule in Magdeburg.**

Allgemeiner Deutscher Versicherungs-Verein in Stuttgart
Auf Gegenseitigkeit. Gegründet 1875.
Kapitalanlage über 68 Millionen Mark.
Unter Garantie der Stuttgarter Mit- u. Rückversich.-Akt.-Gesellschaft.
Lebens-, Unfall-, Haftpflicht-Versicherung.
Versicherungsstand: 770000 *Versicherungen.*
Prospekte kostenfrei.
Vertreter überall gesucht.
Zugang monatlich ca. 6000 Mitglieder.

Man verlange
Probenummern
vom Verlag der Christlichen Welt.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg
Hierzu zwei literarische Beilagen von den Verlagsbuchhandlungen Egon Fleischel und Co. in Berlin (Das literarische Echo); und von B G Teubner in Leipzig und Berlin (Die Kultur der Gegenwart)